98-84504 - 5

Bernstein, Eduard

Wirtschaftswesen und Wirtschaftswerden

Berlin

1920

98-84504-5
MASTER NEGATIVE #

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DIVISION

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

ORIGINAL MATERIAL AS FILMED -- EXISTING BIBLIOGRAPHIC RECORD

330.4
B458 Bernstein, Eduard, 1850- 1932.
... Wirtschaftswesen und wirtschaftswerden; drei gemeinverständliche abhandlungen. Neue durchgesehene und erweiterte ausg. Berlin, Vorwärts buchhandlung, 1920.
112 p. 21 cm.

At head of title: Eduard Bernstein.
Contents.--Die verschiedenen formen des wirtschaftslebens.--Die grundbedingungen des wirtschaftslebens.--Die natur und die wirkung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung.

RESTRICTIONS ON USE: *Reproductions may not be made without permission from Columbia University Libraries.*

TECHNICAL MICROFORM DATA

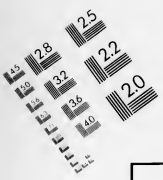
FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 10 :1 IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

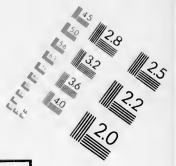
DATE FILMED: 12/15/98 INITIALS: M.V.

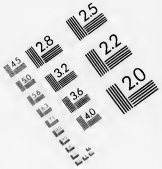
TRACKING #: 33775

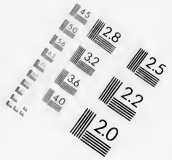
FILMED BY PRESERVATION RESOURCES, BETHLEHEM, PA.

PM-MGP
METRIC GENERAL PURPOSE TARGET
PHOTOGRAPHIC



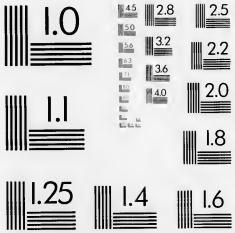






150 mm

100 mm



ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz1234567890

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
1234567890

1.0 mm

1.5 mm

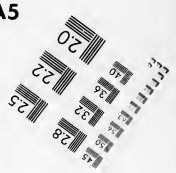
2.0 mm

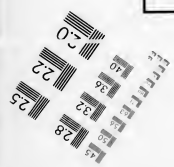
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
1234567890

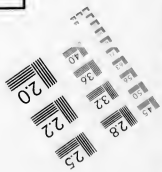
2.5 mm

A5

A4







PRECISION℠ RESOLUTION TARGETS

A & P International
612/854-0088 FAX 612/854-0482
8030 Old Cedar Ave. So., Ste. #215
Bloomington, MN 55425

ED. BERNSTEIN

WIRTSCHAFTSWESEN UND WIRTSCHAFTSWERDEN

330.4 B458
Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

Eduard Bernstein:

Wirtschaftswesen und Wirtschaftswerden

Drei gemeinverständliche Abhandlungen

Neue durchgesehene und erweiterte Ausgabe

Berlin 1920

Vorwärts Buchhandlung

Inhalt

Seite

Vorwort 3

1. Vortrag: **Die verschiedenen Formen des Wirtschaftslebens.**

1. Einleitung 5
2. Die Einteilung der Wirtschaftsformen 6
3. Die Wirtschaft der Urvölker. Der Urkommunismus . . . 9
4. Die Wirtschaft der Nomadenvölker. Die Haus- und Dorfgemeinschaften 14
5. Das Aufkommen der Stadt und der Verkehrswirtschaft . 17
6. Die Wirtschaft der alten Kulturnationen 19
7. Die Wirtschaft der Feudalzeit 22
8. Die Wirtschaft des aufkommenden Kapitalismus 27
9. Die Wirtschaft des entwickelten Kapitalismus 31
10. Die Keime der sozialistischen Wirtschaft 35

2. Vortrag: **Die Grundbedingungen des Wirtschaftslebens.**

1. Was Wirtschaft bedeutet 40
2. Natur und Wirtschaft 41
3. Die körperlichen Erfordernisse des Wirtschaftens 42
4. Die geistigen Erfordernisse des Wirtschaftens 45
5. Arbeit und Werkzeug 47
6. Die Elemente der Arbeit. Der menschliche Körper als Arbeitsmaschine 50
7. Organisation und Teilung der Arbeit 54
8. Die geographische Arbeitsteilung 57
9. Die soziale Arbeitsteilung nach Geschlecht, Alter und Klasse 59
10. Die Technik und die Wirtschaft 63
11. Das Recht und die Wirtschaft 66
12. Die Antriebe der Wirtschaft in Gegenwart und Zukunft . 67

3. Vortrag: **Die Natur und die Wirkungen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung.**

1. Was Kapital bedeutet 73
2. Das Wesen und die Voraussetzungen des Kapitalismus . 76
3. Der Einfluß des Kapitalismus auf die Produktionsweise . 78
   a) Die Teilung und Spezialisierung der Arbeit, das Spencersche Gesetz 78
   b) Die Zusammenfassung der Arbeiten und die Konzentration der Betriebe 82
   c) Die Unterwerfung der Naturkräfte und die Maschine . 84
4. Der Kapitalismus und die Steigerung der Produktion . 86
5. Der Kapitalismus und die Steigerung des Verkehrs . . 87
6. Der Kapitalismus und die Vermehrung der Umlaufsmittel 91
7. Der Kapitalismus und die Beweglichkeit des Kapitals . . 94
8. Der Kapitalismus und die Zunahme der Kapitalisten . . 95
9. Der Kapitalismus und das Wachstum der Städte 99
10. Der Kapitalismus und die Zunahme der Arbeiterklasse . . 100
11. Die Schäden und die Ueberwindung des Kapitalismus . . 102
12. Nachtrag. Die Rückwirkungen des Weltkriegs auf Deutschlands Volkswirtschaft 106

330.4
B458

Vorwort.

Die drei Vorträge, die hier in einem Hefte gesammelt veröffentlicht werden, wurden von mir im Winter 1903/1904 auf Veranlassung des Vorstandes der Ortsverwaltung Berlin des Deutschen Maurerverbandes vor Mitgliedern dieser Organisation gehalten und sind dann einzeln in Broschürenform erschienen. Ihnen sollten nach meinem dem Vorstand vorgelegten Plan noch drei weitere Vorträge folgen. Vorgänge im Verein, die zum Rücktritt des damaligen Vorstandes führten, brachten es jedoch mit sich, daß die Vortragsfolge unterbrochen werden mußte, und später fehlte der Anlaß, sie wieder aufzunehmen. Die Absicht der Veranstaltung war gewesen, einmal den Mitgliedern des Verbandes die wissenschaftlichen Grundlagen der sozialistischen Lehre möglichst gemeinverständlich vorzuführen. Ich glaube der Aufgabe der Gemeinverständlichkeit soweit entsprochen zu haben, als es der Gegenstand nur überhaupt gestattete, und bin lieber in der Darstellung etwas breit geworden, als meinen Hörern und später Lesern Auseinandersetzungen darzubieten, die nicht auch der einfachste Arbeiter verstehen kann.

Für die Drucklegung habe ich seinerzeit schon aus dem Stenogramm des zweiten und dritten Vortrags die Anredeform beseitigt und jetzt ist sie auch aus dem ersten Vortrag in Wegfall gekommen. Ebenso die durch dieses Vorwort gegenstandslos gewordenen Anfangssätze des Einleitungskapitels. Weiter sind für die Druckausgaben die Vorträge der besseren Uebersicht halber in kurze Kapitel eingeteilt worden.

Wie schon bei Neuauflagen der Einzelhefte habe ich jetzt für diese Neu-Ausgabe die Zahlen der Berufs-, Verkehrs-, Einkommens- usw.-Statistik, die das in den Vorträgen Dargelegte beleuchten, gemäß den neueren Aufnahmen teils stillschweigend berichtigt und teils, wo dies angemessener erschien, ergänzt. Doch hielt ich mich dabei aus leicht begreiflichen Gründen innerhalb der Zeit vor Ausbruch des Weltkrieges. Hat doch dieser nicht nur die politische Weltkarte verändert, sondern das ganze Wirtschaftsleben und die soziale Entwicklung der

verschiedenen Kulturländer und nicht zum wenigsten Deutschlands der Einwirkung von Kräften unterworfen, welche teils Abdrängung aus der bis dahin eingeschlagenen Bahn und teils erhebliche Aenderung im Zeitmaß der Entwicklung zur Folge gehabt haben. Der Ausblick in die vor uns liegende Zukunft ist ein anderer geworden.

Dieser Umstand ließ es mir notwendig erscheinen, in einem Nachtrag zum dritten Vortrag den dafür in Betracht kommenden wichtigsten Tatsachen eine kurze Besprechung zu widmen. Es würde dies auch dem ursprünglichen Plan der Vortragsfolge entsprechen. Danach sollten die letzten drei Vorträge folgende Gegenstände behandeln: 1. die verschiedenen Werttheorien und ihre Bedeutung, 2. den Mehrwert und seine Geschichte und 3. den Klassenkampf in der modernen Gesellschaft und die Entwicklung zum Sozialismus. Gerade die letztere Frage hat infolge der wirtschaftlich-sozialen Wirkungen und Nachwirkungen des Krieges eine andere Gestalt erhalten als sie vor ihm anzunehmen schien.

Von Aenderungen im Text der Vorträge sei noch erwähnt, daß hier und dort der Stil etwas gefeilt und außerdem an einigen Stellen deutlich gemacht wurde, daß das dort Geschilderte nun über ein Jahrzehnt hinter uns liegt. Am Gedankengang und Gedankeninhalt der Vorträge ist nichts geändert worden.

Berlin-Schöneberg, Mitte Dezember 1919.

Eduard Bernstein.

1. Die verschiedenen Formen des Wirtschaftslebens.

1. Einleitung.

Wenn man die Frage nach den Formen des Wirtschaftslebens aufwirft, so sagt sich wohl ein jeder im voraus, daß dabei unter Wirtschaft nicht etwa derjenige spezielle Begriff gemeint ist, den vielleicht der erste beste Mann auf der Straße so erklären würde: Wirtschaft ist, wo man etwas zu essen und zu trinken bekommt, sondern daß darunter etwas mehr verstanden ist. Und doch wäre jene Antwort nicht so falsch, wie es vielleicht manchem auf den ersten Blick erscheinen könnte. Unter Wirtschaft verstehen wir alle Vorgänge und Einrichtungen, die den Zweck und die Wirkung haben, die Menschen vorsorgend möglichst regelmäßig und dauernd mit Gegenständen des Bedarfs, das heißt Sachgütern zu versehen. Von diesen Bestimmungen sind wichtig: erstens einmal die Vorsorge selbst und zweitens die Regelmäßigkeit und andauernde Wiederholung der vorsorgenden Tätigkeit.

Betrachten wir die Reihe der Lebewesen, so werden wir finden, daß auch manches Tier Sachgüter als Nahrungsmittel oder Mittel zur Ausrüstung seiner Wohnstätten sich beschafft. Aber der Unterschied zwischen Tier und Mensch ist im allgemeinen der, daß, während der Mensch vorsorgt, das Tier gewöhnlich nur für die unmittelbaren Bedürfnisse sorgt. Eine weiter ausgreifende Vorsorge, namentlich was Nahrungsmittel betrifft, findet man nur ganz vereinzelt bei einzelnen Tiergattungen, z. B. beim Hamster, bei Bienen usw., bei denen man denn auch wirklich von einer gewissen Art Wirtschaft sprechen darf. Im allgemeinen aber fehlt beim Tier die ausschauende Vorsorge und auch die Regelmäßigkeit der Beschaffung.

Das finden wir nun allerdings auch beim Menschen keineswegs bereits auf allen Stufen seiner Entwicklung. Manche Wilde z. B. sind viel sorgloser, als wie es in der Tat einzelne

Tierarten sind. Ja, verschiedene Naturvölker sind so wenig an Vorsorge gewöhnt, daß, wenn sie mit der Zivilisation in Berührung kommen und etwas von solcher Vorsorge üben lernen, sie die ganze Heiterkeit ihres Gemütes verlieren, die eben auf ihrer Sorglosigkeit beruht. Der Wilde ist heiter und vergnügt wie ein Kind, obgleich er sehr viel zu leiden hat. Der Wilde ißt den einen Tag bis zum Erbrechen, bis er total überfüttert einschläft; er verwüstet das, was er gerade hat, um dann tagelang wieder hungrig herumzulaufen und gar nichts zu haben. Er erscheint auch deshalb dem zivilisierten Menschen als von Natur außerordentlich träge, denn er arbeitet nicht, wenn er nicht absolut muß. Er müht sich vielleicht nicht weniger als der Zivilisierte, er muß tätig sein, um sich seine Lebensmittel zu verschaffen, aber er folgt nur seinem Trieb, er arbeitet ganz unregelmäßig und ganz ohne jedes System. Das aber ist kein Wirtschaften. Erst auf denjenigen Entwicklungsstufen, wo er irgendwelche Formen dauernden Zusammenlebens organisiert, fängt der Mensch an zu wirtschaften, Sachgüter sich regelmäßig zu verschaffen. Und diese Sachgüter, wer bietet sie ihm? Die umgebende Natur, sei es die Erde mit ihren Früchten, sei es die Tierwelt. Die Natur und die Naturkräfte liefern ferner die Mittel zur Verarbeitung der Naturprodukte. Im Hinblick auf diese Tatsache hat auch, um wiederum auf unsere Begriffsfrage zurückzukommen, Karl Marx die Wirtschaft als das Verhalten des Menschen zur Natur bezeichnet.

2. Die Einteilung der Wirtschaftsformen.

Was ist nun die einfachste Form der Wirtschaft? Sie besteht darin, Güter, welche die Natur darbietet, aufzusammeln für spätere Zwecke. Denn das ist schon Arbeit, während das Jagen von Tieren und das Pflücken von Früchten, die man sofort verzehrt, nicht als Arbeit im engeren Sinne zu betrachten ist. Erst mit der Wirtschaft tritt die Arbeit auf, die in steigendem Maße durch sie entwickelt wird. Das ist aber ein Punkt, den ich in dem nächsten Vortrage zu behandeln gedenke. Hier wollen wir bei den Formen der Wirtschaft bleiben, wollen wir, ehe wir tiefer in die Natur der Wirtschaft eindringen, sozusagen uns erst einmal das Gebäude in seinen verschiedenen Stufen von außen etwas ansehen.

Was ist der Zweck der Wirtschaft? Wirtschaft heißt Vorsorge für folgende Zwecke: Für Nahrung, das unmittelbarste Bedürfnis des Menschen; für Wohnung, d. h. zunächst für ein Obdach gegen die Unbilden des Wetters und gegen Angriffe durch wilde Tiere; für Kleidung; für Waffen zum Zwecke der Verteidigung; für Werkzeuge zur Unterstützung der Arbeit; für Geräte zur Aufbewahrung und Verarbeitung der Güter oder Erzielung bequemeren Lebens, für Schmuck, der auf den höheren Stufen der Entwicklung zur Kunst wird. Unter diese Gruppen läßt sich alle wirtschaftliche Tätigkeit des Menschen zusammenfassen. Die verschiedenen Zwecke leuchten ohne weiteres ein, wir brauchen sie auch hier nicht genauer zu klassifizieren, sondern können gleich auf eine andere Frage übergehen, nämlich die nach dem Umkreis der Wirtschaften.

Wirtschaften können je nachdem groß oder klein sein, sich auf mehr oder weniger Menschen beziehen. Auf einer gewissen Stufe wird der Wirtschaftskreis der Menschen zur Volkswirtschaft, d. h. zur Wirtschaft, wie sie betrieben wird von ganzen Völkern, die entweder als Gemeinschaft wirtschaften, oder deren Gesamtwirtschaft sich zusammensetzt aus einer größeren Anzahl von Privatwirtschaften. Zur Volkswirtschaft gehört ein Volk, d. h. eine größere Masse von Menschen, die durch mehr als bloße Blutsverwandtschaft miteinander verbunden sind, nämlich durch gemeinsame Geschichte, gemeinsame Sprache, durch irgendwelche größeren gemeinsamen Interessen und Gesichtspunkte. Volkswirtschaft ist infolgedessen auch erst möglich auf einer höheren Stufe der menschlichen Entwicklung. Denn wie unbestimmt unser Wissen vom Menschen bei seinem ersten Auftreten auf der Erde auch ist, so können wir doch aus der Beobachtung der Naturvölker mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß auf den ersten Stufen der Menschheitsentwicklung die Menschen ganz lose in einzelnen Gruppen, Horden usw. lebten, daß also von Volk und Volkswirtschaft da noch keine Rede sein konnte.

Die Theoretiker der Wirtschaftswissenschaft haben zu allen Zeiten, seitdem man überhaupt diese Wissenschaft betreibt, sich bemüht, die Entwicklungsstufen des Wirtschaftslebens nach bestimmten Merkmalen abzuteilen und zu klassifizieren. So hat man z. B. das Wirtschaftsleben der Menschen nach Naturalwirtschaft, Geldwirtschaft und der später auftretenden Kreditwirtschaft unterschieden. Eine andere Einteilung hat der berühmte deutsche Nationalökonom Friedrich List vorgenommen, indem er für die Entwicklung der Wirtschaft der Menschheit fünf Stufen unterscheidet.

Die erste Form der Wirtschaft ist nach seiner Ansicht die Jagd und die Fischerei. Zunächst, meinte er, verlegen sich die Menschen darauf, neben dem, was sie an Früchten verzehren, die die Erde darbietet, als Jäger oder Fischer zu leben. Die zweite Stufe ist nach ihm die Viehzucht, wo der Mensch als Hirte das Vieh, von dem er leben will, in irgendeiner Weise selbst züchtet. Das ist auch sicher eine höhere Form der Wirtschaft, als wenn der Mensch sich nur auf den Ertrag seiner Jagd verläßt; es ist schon eine Vorsorge auf weitere Zeit hinaus damit verbunden. Auf der dritten Stufe geht der Mensch dazu über, die Erde zu bearbeiten, er verläßt sich nicht auf das, was die Erde von selbst darbietet, sondern er bearbeitet den Boden und treibt Ackerbau. Die vierte Stufe ist diejenige, wo der Mensch neben Ackerbau auch noch Gewerbe treibt, d. h. dasjenige, was wir heute populär als Handwerk und Industrie bezeichnen — irgendwelche Tätigkeit des Anfertigens von Geräten, Werkzeugen, Kleidungsstücken usw. Und die fünfte Stufe ist dann — es geht natürlich keine Stufe ganz unter — diejenige, wo zu den vorgeführten Tätigkeiten noch der Handel hinzukommt, wo sich auf großer Basis Gewerbe und Handel entwickeln. Das sind die fünf Stufen Lists; sie unterscheiden, wie man sieht, die Wirtschaft nach den großen Zweigen wirtschaftlicher Tätigkeit. Ein anderer Gelehrter, Professor Bücher in Leipzig, ein sehr tüchtiger Nationalökonom, unterscheidet die Wirtschaft wohl am zweckmäßigsten nach folgenden, ganze Geschichtsepochen abgrenzenden Merkmalen: Erstens die geschlossene Hauswirtschaft, nämlich ein Wirtschaftszustand, wo nur für das einzelne Haus — Haus im Begriff des Familienhaushalts genommen — gewirtschaftet wird; wo jeder Haushalt für sich Wirtschaft treibt und nicht nach außen hinaus Wirtschaftsverkehr getrieben wird; wo ganz kleine Kreise alles für sich beschaffen, dessen sie bedürfen, und so abgeschlossene Wirtschaftseinheiten bilden. Die geschlossene Hauswirtschaft ist in der Tat während einer sehr langen Entwicklungsstufe der Menschheit die vorherrschende Wirtschaftsform gewesen. Zweitens die Stadtwirtschaft, d. h. diejenige Wirtschaft, wo in ganzen Ortschaften nicht mehr nur für abgeschlossene Einheiten, sondern auch für Außenstehende gearbeitet wird, aber auf Bestellung, d. h. wo Kundenarbeit geleistet wird, und wo — später werde ich darauf zu sprechen kommen und ein geschichtliches Beispiel dafür geben — diese Wirtschaftsweise die allgemeine wird; und drittens die Volkswirtschaft, d. h. ein Entwicklungszustand, bei dem ganze Völker einen großen allgemeinen Wirtschaftskreis bilden, wo die Güter als Waren produziert werden, die auf den Markt geworfen werden; also diejenige Wirtschaftsform, die heute in allen Kulturnationen vorwiegt.

So haben wir zwei sehr verschiedene Einteilungen, je nach verschiedenen Merkmalen, und ich werde nun versuchen zu zeigen, wie sich in der Geschichte, soweit man die Dinge verfolgen kann, die Verhältnisse entwickelt haben. Eines sei zunächst bemerkt. Welche Einteilung wir auch als Grundlage unserer Ausführungen nehmen wollen, so würden wir immer die Tatsache festzustellen haben, daß kaum jemals eine dieser Formen ganz rein aufgetreten ist. Es hat immer Uebergänge gegeben und Ausnahmen. Die Menschheit hat sich eben in ihrer langen Geschichte in oft ungemein langsamer Aufeinanderfolge entwickelt, und dies zwar in der Weise, daß selten eine Form des Wirtschaftens sich in absoluter Reinheit gezeigt hätte. Die Wissenschaftsvertreter verfahren bei der Einteilung von Epochen derart, daß sie sagen, dasjenige, was ganz überwiegend geschieht, was die allgemeine Regel ist, das ist das bestimmende Merkmal der Epoche — für unser Thema also der Wirtschaftsentwicklung.

3. Die Wirtschaft der Urvölker. Der Urkommunismus.

Um nun zu den ersten Formen menschlicher Wirtschaft überzugehen, so müssen wir hier absehen von der biblischen Schöpfungsgeschichte. Die biblische Geschichte haben wir zu betrachten als eine sinnreiche Legende, die einen Wert als wissenschaftlich beglaubigtes Zeugnis in keiner Weise beanspruchen kann, und von der wir infolgedessen ganz absehen, soweit sie nicht Tatsachen feststellt, die sich anderweitig prüfen lassen. Von der ersten Geschichte der Menschheit wissen wir gar nichts, wir wissen nichts von der Uebergangsform von der höheren Tierart zum Menschen, und selbst bei den Völkern, die wir heute als auf einer ganz tiefen Stufe der Kultur stehend kennen, selbst bei diesen wissen wir nicht, ob wir berechtigt sind, sie als Urvölker zu betrachten. Es liegt vielmehr nahe zu folgern, daß wir die tiefstehenden derjenigen Wilden, die heute noch leben oder in verhältnismäßig neuerer Zeit getroffen worden sind, nicht nur als zurückgebliebene, sondern

sogar als zurückgeschrittene Völkerschaften betrachten müssen, d. h. als solche, die entartet sind. Immerhin können wir doch von dem, was wir bei ihnen sehen, gewisse Schlüsse ziehen auf die Art, wie sich die Menschen entwickelt haben, als sie sich von den Tieren trennten

Die erste Trennung des Menschen vom Tier ist sicher erfolgt, als schon eine Art von Zusammenleben in größeren Gruppen bestand. Die ersten Menschen sammelten sich wahrscheinlich wie die Tiere in Horden, und zwar in Horden, die nicht verbunden waren durch den Zufall, sondern durch Blutsverwandtschaft irgendwelcher Art. Dafür spricht vor allem der Umstand, daß alle auf tiefer Stufe stehenden wilden Stämme, die wir kennen, außerordentlich abweisend gegen alles Fremde, gegen alles von außen kommende sind. Ferner müssen wir annehmen, daß die Blutsverwandtschaft der ersten Horden festgestellt war nicht durch die Vaterschaft, sondern durch die Mutterschaft. Die Mutterschaft konnte man feststellen, die Vaterschaft war sehr unbestimmt, die Gattentreue wurde nicht hoch gewertet. Am nächsten kommen wir wohl der Wahrheit, wenn wir die ersten menschlichen Horden als dem ähnlich betrachten, was wir heute unter dem Namen Sippschaft bezeichnen. Soviel hierüber. Ein Merkmal nun gibt es, das den Menschen im Anfang als Wirtschafter vom Tier mehr noch unterscheidet, als die Arbeit, weil einzelne Tiere in ihrer Art ja auch arbeiten, z. B. Nester bauen, die oft sogar sehr kunstvoll gestaltet werden. Was wir dagegen gradezu bei allen Menschen, selbst den wildesten finden, dem wir aber bei keinem Tier begegnen, ist der Gebrauch des Feuers. Was das heißt, ist auf den ersten Augenblick schwer zu erfassen. Nur wenn man sich Mühe gibt, sich zurückzudenken in die einfachsten, ursprünglichsten Formen des wirtschaftlichen Lebens, dann erst wird man sich annähernd vergegenwärtigen, von welch ungeheurer Bedeutung, welche Umwälzung es war, als die Menschen auf irgendeine Weise lernten, das Feuer selbst herzustellen und in Gang zu halten. Denn damit emanzipierte sich der Mensch von der blinden Herrschaft der Natur, damit lernte er erst seine Nahrung zuzubereiten und nicht mehr roh zu verschlingen, abgesehen davon, daß ihm das Feuer auch später für die Herstellung von Werkzeugen nützlich ward, die erst ein wirkliches Wirtschaften möglich machten.

Wie wirtschafteten die ersten Menschen? Auch darüber herrschen sehr weit auseinandergehende Ansichten. Die ursprüngliche, alte Ansicht war die, wie wir sie u. a. in der Bibel der Juden finden, daß nämlich die Menschen zuerst in einem Paradiese gelebt haben, wo sie alles nach Herzenslust genießen konnten, was sie nur genießen wollten, dann aber durch irgendeine Sünde, durch ein Vergehen gegen irgendwelchen Gott oder Herrscher aus dem Paradiese hinausgetrieben wurden. Diese Auffassung, daß ursprünglich auf der Erde alles wunderschön war und daß erst später durch menschliche Eingriffe das Uebel in die Welt kam, hat sogar noch bis tief in die neueste Zeit hinein selbst bei Leuten vorgeherrscht, denen die biblische Urgeschichte nur eine Sage war. Erst sehr allmählich hat die Forschung zu der Erkenntnis geführt, daß es ganz falsch ist, das Paradies der Menschheit in der Vergangenheit zu suchen. Dies Paradies hat auf Erden niemals bestanden. Nicht als Glückspilz tritt der Mensch zuerst auf. Der Mensch der Urzeit war preisgegeben allen Unbilden der Witterung, allen Angriffen von wilden Tieren, allen Plagen von Schmaroßern, allen möglichen Krankheiten — kurz, er war durchaus nicht das Wesen, von dem man sagen könnte, daß es ein wirkliches Glück kannte, daß es wie in einem Paradies gelebt hätte. Er war sorglos wie es auch das Tier ist, aber die gepriesene Sorglosigkeit des Tieres, und ebenso auch die des Wilden, wurzelt in Denkfaulheit, ja tatsächlich in Stumpfsinn. Es mußte zu dieser Geistesverfassung schon eine, durch die Umstände verschiedener Art gesteigerte Intelligenz hinzukommen, um den Menschen zu befähigen, höhere Bedürfnisse zu entwickeln.

So ist denn auch die Auffassung, der wir heute vielfach begegnen, daß auf der ersten Entwicklungsstufe der Menschheit der Kommunismus geherrscht habe, die Lehre vom Urkommunismus, eine sehr mißleitende Auffassung, die nur falsche Vorstellungen zur Folge haben kann. Gewiß, auf den Urstufen der Wirtschaft war sehr vieles allen gemeinsam. Der Boden z. B. gehörte niemandem außer der Horde, der Sippe oder dem Stamm, die ihn gerade besetzt hatten. Warum aber? Weil der Boden für die einzelnen Personen überhaupt keinen greifbaren Wert hatte. Die Jagd wurde gemeinsam geübt, und sonst hatte der Boden für niemand Bedeutung. Deshalb war er gemeinsam. Im übrigen werden wir, wo wir wilden Völkerstämmen begegnen, finden, daß alles das, worauf die Menschen Wert legen, alles das namentlich, was Gegenstand persönlichen Gebrauchs oder Resultat persönlicher Arbeit ist, bei ihnen oft viel mehr Privateigentum

ist, als heute bei uns. Bei einer ganzen Reihe wilder Völkerstämme wird das, was dem einzelnen gehört hat, was Gegenstand seines Gebrauchs war, nach seinem Tode zerstört oder mit ihm begraben. Seine Waffen, sein Rüstzeug, sogar unter Umständen seine Vorräte werden mit dem Menschen vergraben. So sehr ist das alles noch als Eigentum mit der Persönlichkeit verbunden, daß bei manchen Völkerschaften Vorräte Verstorbener selbst dann vernichtet werden, wenn dadurch die Ueberlebenden bitterem Mangel preisgegeben werden

Die Wirtschaft der Wilden ist ganz ungeregelt. So findet z. B. bei Völkern, die sogar schon eine höhere Stufe erreicht haben, die Nahrungsaufnahme außerordentlich unregelmäßig statt. Regelmäßige Mahlzeiten kennt der Wilde überhaupt nicht, er ißt, wenn er gerade etwas hat. Es finden auch auf den niedrigen Kulturstufen keine gemeinsamen Mahlzeiten statt, die doch gerade das Zeichen eines bewußten oder empfundenen Kommunismus wären. Jeder ißt, wenn es ihm behagt, und dann geht er seiner Wege, oder er legt sich zur Ruhe. Erst auf einer späteren Stufe finden gemeinsame Mahlzeiten statt, aber dann ißt gewöhnlich nicht die Familiengruppe zusammen, sondern es halten die Männer unter sich und die Frauen unter sich getrennte Mahlzeit, und dies selbst da, wo sich schon Elemente wirklicher Familien gebildet haben. Also es ist sehr falsch, wenn wir von der Voraussetzung ausgehen, als habe ursprünglich ein nennenswerter Kommunismus geherrscht. Die Menschen sind dazu übergegangen, in Horden allmählich auf längere oder kürzere Dauer sich niederzulassen an Orten, wo entweder die Natur reichlicher Früchte darbot oder wo eine besonders gute Jagd gegeben war. Da haben sie sich ihre sehr primitiven Wohnstätten eingerichtet, und dann hat sich bei ihnen auch eine Art Arbeitsteilung eingestellt. Die Einsammlung von Früchten wurde gewöhnlich den Frauen überlassen, ebenso die erste Form erzeugender Arbeit z. B. der Ackerbau. Der ist bei den Wilden vorwiegend Aufgabe der Frau und nicht des Mannes. Der Mann ist vorzugsweise Jäger, er fertigt nebenbei Werkzeuge an, aber auch dies nur in beschränktem Maße. Werkzeuge z. B., die zur Verarbeitung der Früchte, zum Kochen usw. gebraucht werden, verfertigt meist die Frau und nicht der Mann.

Das sind die ersten Formen der Wirtschaft, wie man sie sich auf Grund jetziger Beobachtungen durch Nachdenken und logisches Folgern zurückkonstruieren kann. Da wir nicht von der Voraussetzung ausgehen, daß irgendeine überweltliche

Macht den Menschen fertig in die Welt gesetzt und ihm Vorträge gehalten hat, wie er wirtschaften soll, so müssen wir natürlich annehmen, daß die Menschen mit ihrem sehr unentwickelten Verstande sich auf der Erde haben entwickeln müssen, wie sie gerade konnten, und das Grundschema dafür liefern uns die Zustände bei den noch wilden Völkerschaften. Die Menschen haben sich zusammengefunden, haben zeitweise vielleicht Paare gebildet, so daß nicht ein vollkommen zügelloser Geschlechtsverkehr stattgefunden hat. Aber ob die Paarung für das ganze Leben gegolten hat, ist ungemein zweifelhaft, schon deshalb, weil wir selbst noch auf einer höheren Stufe der Entwicklung der schon erwähnten Erscheinung begegnen, daß die Abstammung von der Mutter maßgebend ist, und daß das Kind nicht etwa als seinen nächsten männlichen Beschützer den betrachtet, der es erzeugt hat, sondern den Bruder seiner Mutter mit den Eigenschaften belegt, die bei uns dem sozialen Begriff des Vaters entsprechen. Ich habe hier nicht weiter auf diese Verhältnisse einzugehen. Die sogenannte Mutterfolge, die sich vielerorts zu einem Mutterrecht entwickelte, unter dem die Frauen als Vorsteherinnen des Haushalts bei gewissen Völkern ein größeres Recht besitzen als die Männer, diese Mutterfolge hat unzweifelhaft die gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen lange Zeit geregelt.

Die Unsicherheit der Existenz, die mit der Abhängigkeit von den Darbietungen der Natur in Form von Jagdwild und Früchten verbunden ist, hat zu zwei Dingen geführt: erstens daß man dazu überging, Vieh zu zähmen und zu züchten, um sich nicht vom Zufall der Jagd abhängig zu machen, und zweitens, daß man auch anfing, die Erde für die Hervorbringung von Nährpflanzen zu bearbeiten. Man war dahinter gekommen, daß, wenn der Samen irgendeiner Frucht in die Erde gesteckt wurde, dieser Samen keimte, und überließ das nun nicht mehr, wie heute fast alle Tiere, völlig dem Zufall. Wie ich schon bemerkt habe, wird der erste Ackerbau fast bei allen Völkern vorzugsweise von den Frauen betrieben, während die Viehzucht in der Hauptsache Aufgabe des Mannes ist. Ursprünglich melkt z. B. auch der Mann. Der Besitz an Vieh bildet aber das erste wesentliche Eigentum, das nicht völlig an die Person geknüpft war. Schmuck und Waffen hingen an der Person, waren mit ihrem Eigentümer in der Vorstellung der Urmenschen verwachsen. Sobald die Menschen aber Vieh züchteten, trieben sie Viehzucht für eine größere Gesamtheit, sei es für die ganze Sippe, sei es

für einen größeren Familienkreis. Das Vieh bildete allmählich einen sehr wertvollen Gegenstand, und da der Mann es ist, dem vorzugsweise die Pflege des Viehes oblag, der Hirt wird, verschiebt sich mit dem Aufkommen der Viehzucht das Schwergewicht der Wirtschaft der Menschen nach der Seite des Mannes hin, und je mehr sich dies geltend machte, hat sich auch immer das herausgebildet, was wir heute das Vaterrecht nennen. Der Vater wird Vorsteher des Haushalts, und die Nachfolge wird nach dem männlichen Erzeuger, dem Vater, gerechnet.

4. Die Wirtschaft der Nomadenvölker.

Die Haus- und Dorfgemeinschaften.

Viehzucht und Ackerbau bedeuten nun erstens Uebergang zu wirklicher Arbeit, zu einer regelmäßigeren Tätigkeit; sie bedeuten aber noch ein zweites. Sie haben zur Folge, daß die Arbeit anfängt, dauernd Ueberschuß über das zunächst Gebrauchte abzuwerfen Die Jagd wirft bei dem Wilden zwar auch gelegentlich einen Ueberschuß ab, aber nur für den Augenblick, selten über den nächsten Tag hinaus. Das Tier, das eben gejagt worden, wird auch alsbald gierig verzehrt. Aber die Jagd ist sehr unsicher, es ist nie Bürgschaft dafür gegeben, ob sie auch nur den nächsten Tag ergiebig genug sein wird, eine gegebene Menschenzahl zu ernähren. Das läßt sich aber beim Ackerbau und bei der Viehzucht immer mehr berechnen, und so bekommt denn, sobald die Menschheit auf dieser Stufe der Entwicklung angelangt ist, auch die Arbeit des Menschen eine Art von Wert. Und nun geschieht folgendes: Ursprünglich betrachten die Horden jeden Außenstehenden als einen Feind — das Wort für fremd und Feind ist bei allen Völkern lange Zeit dasselbe. Unter den wilden Völkerschaften herrschen ewige blutige Kriege um die Jagdgründe, der Feind wird erschlagen und womöglich verzehrt, weil er eben gar nicht als eine gleichgeartete Person, sondern noch als ein ganz anderes Wesen betrachtet wird, mit dem man nichts gemeinsam hat. Es liegt für den Wilden, der noch keine ausgebildeten moralischen Vorstellungen hat, gar kein Grund vor, den Feind nicht ebenso zu verzehren wie irgendein anderes tierisches Wesen. Der Begriff Menschheit kann sich in ihm noch ebensowenig entwickeln, wie etwa ein Kind in den ersten Lebensjahren einen solchen Begriff fassen kann. Indes wo die Wirtschaft anfängt, auf Arbeit zu beruhen, die einen Ueberschuß über das hinaus verspricht, was der Arbeitende braucht, wird unter Umständen auch der Fremde zur Arbeit herangezogen, allerdings nicht etwa als gleichberechtigter Stammesgenosse. Der ist er ja nicht, er wird gefangen genommen und als Sklave in den Dienst gepreßt. Indes wenn er seine Freiheit verliert, so behält er doch sein Leben. Die Sklaverei bedeutet somit einen Fortschritt in der Entwicklung der Menschheit, den Uebergang vom Kannibalismus, der Menschenfresserei, zu einem Sittenzustand, wo man die Besiegten nicht mehr unterschiedslos hinmordet. Auch muß man sich die erste Sklaverei nicht allzu schlimm vorstellen. Unterschiede in der Lebensweise existieren noch so gut wie gar nicht, der Sklave war als freier Wilder an keine größere Bequemlichkeit gewöhnt gewesen, als wie er sie als Sklave genoß, und gewalttätig waren die Menschen damals auch sonst untereinander. Auch war die Arbeit nicht sehr intensiv.

Ein anderer Fortschritt war der folgende. Die Viehzucht beansprucht so gut wie die Jagd Verfügung über weite Gebiete; wenn auch etwas weniger als diese, so doch immerhin Boden, der dem Vieh ausreichende Weide darbietet. Das ist nun erstens bei keinem Boden regelmäßig der Fall. Der Boden kann ausgeraubt werden, und der Wilde auf den Elementarstufen der Wirtschaft hat so gut wie gar keine Kenntnis von einer systematischen Bearbeitung des Bodens. Infolgedessen bleibt auch da noch die Wirtschaft, wie beim bloß jagenden und sammelnden Wilden, Wirtschaft im Umherziehen. Ja, wir können sagen: Wo die Menschen zuerst Wirtschaft treiben und die Viehzucht beginnt, da findet ein regelmäßiges Umherwandern statt von einer Weidestätte zur anderen. Die Menschen leben als Umherziehende, oder, wie der Kunstausdruck lautet, als Nomaden. Weiter leben sie in geschlossenen Kreisen, die zuerst bloße Horden sind. Je nachdem man aber nicht mehr völlig vom Zufall abhängig ist, vergrößern sich die Horden und nehmen schließlich einen solchen Umfang an, daß die besetzten Gründe nicht mehr für alle ihre Angehörigen ausreichen. Es finden Teilungen statt, und zwar sind wir berechtigt zu folgern, nach Blutsverwandtschaft und Blutbanden. Aus der Horde entwickelt sich der Stamm, und dieser Stamm zerfällt wieder in Unterabteilungen, in Sippen oder, wie der lateinische Ausdruck lautet, Gentes. Die Wirtschaft wird Familienwirtschaft, die aber geschlossen ist, d. h. geschlossen insofern, als in

der Familie nur für den eigenen Gebrauch produziert wird. Die Familie, die nicht nur aus einem Ehepaar und dessen Kindern besteht, sondern größer ist als unsere heutige Familie, wirtschaftet ganz für sich selbst, die Arbeit wird unter ihre Mitglieder geteilt; was sie an Geräten usw. braucht, erarbeitet sie wahrscheinlich an Tagen oder in Jahreszeiten, wo sie nicht Viehzucht oder ihr etwaiges bißchen Ackerbau zu treiben hat. Aber die Werkzeuge und Gerätschaften werden in der Familie selbst angefertigt; sie ist ein in sich geschlossener Wirtschaftskreis..

Auf dieser Stufe sind die Stämme in dem Maße, wie ihr Ackerbau zunahm, seßhafter geworden, haben sie sich festere Wohnstätten gebildet. Man fing an, in richtigen Dörfern zu leben, die aber auch wieder abgeschlossen waren, und abgeschlossene Wirtschaftseinheiten blieben die Familien, nur daß in den Dorfgemeinschaften einzelne Aufgaben gemeinsam besorgt wurden. Die Wiesen, auf denen das Vieh weidete, waren gemeinsam, nicht aber der Ackergrund. Gegebenenfalls wurde dagegen auch das Vieh gemeinsam ausgetrieben. Es bestand jedoch keine Tauscharbeit; bestimmte Personen erfüllten bestimmte Arbeitspflichten für das Gemeinwesen, aber es gab kein Geld, es gab keinen irgendwie regelmäßigen Tausch, es herrschte nur Wirtschaft mit Sachgütern, was man auch Naturalwirtschaft nennt, weil selbst ein etwaiger Lohn oder Tribut, alles, was eine Wirtschaftseinheit der anderen oder Einzelpersonen an Werten abgibt, in Form von Sachgütern in Natura gegeben wird, nicht aber in Form von Geld.

So haben große Stämme lange Zeit gelebt. Zuerst auf der Stufe der einfachen Nomadenwirtschaft und dann auf der Stufe seßhafterer Dorfgemeinschaften. Aber dann hat sich zweierlei entwickelt. Weil immer noch die Notwendigkeit bestand, Kämpfe zu führen, und die Kämpfe zudem größere Bedeutung annahmen, brauchten die Kämpfenden immer mehr besonders geübte Führer. Auch gab es in den Gemeinwesen Händel und Streitfragen, die entweder durch allgemeinen Rat oder durch Personen von Ansehen entschieden werden mußten. Kurz, es entwickelte sich eine Führerschaft, und die Führer werden, wenn irgendeine Eroberung stattfand, bei der Teilung der Beute besonders gut bedacht. Es kamen Rang- und Besitzunterschiede auf, letztere auf Grund des Umstandes, daß sich ein Eigentum herausgebildet hatte, das nicht mehr mit der Person ins Grab

ging, sondern sich forterbte. Es fing an, innerhalb des Stammes oder der Völkerschaft Reiche und Arme zu geben; nicht in dem großen Unterschied, wie wir ihn heute kennen, aber immerhin waren Besitzunterschiede da. Der eine hatte mehr Vieh als der andere, er hatte einen größeren Hausstand, er hatte mehr Sklaven, und so konnte in seinem Hausstand auch mehr gearbeitet werden, konnte er schon einen gewissen Luxus entfalten. Kurz und gut, es gab Unterschiede im Eigentum, Unterschiede im Rang, und schließlich auch Unterschiede in der Lebensweise. Damit konnte sich allmählich auch der Kreis der Bedürfnisse erweitern. Aber die Natur bringt nicht überall gleiches hervor, der Boden bietet nicht überall die gleichen Erzeugnisse, noch birgt er überall die Naturschätze, welche die Völker auf dieser Stufe gebrauchten. Es entwickelte sich der Begehr nach Dingen, die man nicht am Ort selbst gewinnen konnte, und so fing neben der Wirtschaft für den Selbstgebrauch auch ein Tauschverkehr an aufzukommen, ein häufigerer Tausch von Gütern gegen andere Güter, und zwar ein Tausch über die Grenze der Dorfgemeinschaft hinaus. Ursprünglich hatte man sich das, was man nicht selbst der Natur eninahm oder erzeugte, sofern es begehrenswert erschien, in Form des Raubes verschafft. Der ganz tiefstehende Wilde liebt es durchaus nicht, zu tauschen, er hat noch gar keine Wertvorstellungen, noch gar keinen Abschätzungsmaßstab. Er schenkte je nachdem wie ein Kind das Wertvollste hin für einen Tand, aber er dachte auch hinterher über die Sache wie ein Kind, er hatte keine Freude am Tauschen. Es bedeutet wieder einen Kulturfortschritt, als die Menschen dazu übergingen, regelmäßiger Güter auszutauschen.

5. Das Aufkommen der Stadt und der Verkehrswirtschaft.

Mit dem Tauschen entwickelt sich allmählich ein systematisches Abschätzen und damit auch das Bedürfnis nach einem Gegenstande, an dem man alle die Gegenstände, die man austauscht, regelmäßig mißt, mit andern Worten: nach einem Tauschmittel. Und dazu wird dann gewohnheitsmäßig ein Gegenstand genommen, der selbst allgemein gebraucht wird. So findet man bei Völkern, die nicht mehr ganz wild, aber doch noch Urvölker sind, daß sie sich gewisser Muscheln als Tauschmittel oder, anders gesprochen, als einer Art Geld bedienen. Sehr verbreitet ist auf einer etwas höhern

Stufe und bis in die Zivilisation hinein der Gebrauch des Viehes zu diesem Zweck. Man mißt alsdann das, was man austauscht, an irgendeiner Art Vieh, schätzt an ihm alles ab, was man sonst noch etwa an Gütern hat; man bezahlt mit Vieh, das Vieh bildet das erste allgemeine Geld. In der lateinischen Sprache kann man das sogar sprachlich verfolgen. Da ist das Wort für Geld: pecunia, abgeleitet von pecus, das Vieh, und das erste Metallgeld der Lateiner trägt Abzeichen von Vieh aufgeprägt. Wir haben so einen häufigeren Tausch auf Grund von bestimmten Tauschmitteln, und der wird bei weiterer Ausbildung zum Handel. Es entwickeln sich die verschiedenen Gemeinschaften verschieden, je nach der Lage ihrer Wohnstätten, je nach der Volkszahl, je nach gewissen geistigen Anlagen, je nach den Naturschätzen, über die sie verfügen. Es bilden sich Orte, wo aus irgendwelchen Gründen allmählich der Tausch sich vorzugsweise hinzieht, wo mehr getauscht wird, als anderswo, wo mehr Gelegenheit gegeben ist, das einzutauschen, was man braucht, und das wegzutauschen, was man überflüssig hat. Solche Orte nennt unsere Sprache Märkte. Sie werden entweder nur zu bestimmten Zeiten beschickt oder sind ständig als Austauschstätten da. Besondere Befestigungsanlagen schützen die Marktorte oder Marktflecken vor räuberischen Feinden, auf welchen Schutz die erstangesiedelten Bewohner des Ortes und ihre Nachkommen gewöhnlich ein besonderes Recht haben. Solche befestigten Plätze nennt unsere deutsche Sprache ursprünglich Burgen, und die Einwohner einer Burg, die einen Markt bildet, sind demgemäß Burger, woraus später das Wort Bürger geworden ist. Der befestigte Platz entwickelt sich dann allmählich mit dem Wachstum der Bevölkerung und der Zunahme der Austauschbeziehungen zur Stadt. Dies sind die ersten Stufen oder Anfänge derjenigen Wirtschaftsform, die Bücher im Gegensatz zur geschlossenen Wirtschaft Verkehrswirtschaft nennt, die Wirtschaft, wo die Menschen miteinander tauschend verkehren. Für die Verkehrswirtschaft sind, wie wir gesehen haben, zwei Dinge charakteristisch. Erstens, es kommt das Geld auf, irgendeine Tauschware, als welche später, wenn der Handel sich weiter ausbildet, Metall benutzt wird. Erst waren es Bronze und Eisen, aus denen das Geld hergestellt wurde, das leichter von Hand zu Hand geht, als z. B. das Vieh, später werden auch die Edelmetalle herangezogen. Neben oder mit dem Aufkommen einer Tauschware, wie ich es nennen will,

bildet das Aufkommen der Stadt das erste Moment der sogenannten Verkehrswirtschaft, also der Gesellschaftsform, wo die geschlossenen Wirtschaften anfangen sich zu lockern oder, anders ausgedrückt, sich öffnen, wo die Völker anfangen, mit anderen zu verkehren und Handel zu treiben.

6. Die Wirtschaft der alten Kulturnationen.

So war die Wirtschaft der meisten alten Kulturnationen, wie wir sie aus der geschriebenen Geschichte kennen, in ihren Anfängen beschaffen. Denn damit, daß die Völker diese Wirtschaftsstufe erreicht hatten und weiter entwickelten, entwickelte sich auch das Bedürfnis, wichtige Vorkommnisse, Verträge usw. dauernd zu verzeichnen, und dies Bedürfnis ergab die ersten Formen der Schrift. Die Stadt als Markt, Geld als Tauschmittel und die Ausbildung der Schrift sind die wesentlichsten Merkmale der alten Kulturnationen, deren Geschichte wir teilweise aus ihren Legenden und später aus ihren niedergeschriebenen Chroniken kennen. Die Stadt muß man sich aber in den ersten Formen nicht so vorstellen, wie etwa unsre heutigen Städte. In der Stadt wohnten ursprünglich fast nur Leute, die noch wesentlich Bauern sind; die meisten Häuser in der Stadt sind Gehöfte, zu denen außerhalb der Stadtgrenze Felder gehören, die von Sklaven oder Hörigen bearbeitet werden. Man kann Reste solcher Gehöfte noch bei uns in unseren zurückgebliebenen Städten finden. Der Bürger der ersten Stadtkultur war kein Bürger im modernen Sinne, er war ein geschützter und privilegierter Bauer, dessen Gemeinschaft aber eine stärkere Herrschaft über das übrige Land ausüben konnte. Und sehr bald beginnt denn auch die Stadt das umgebende Land politisch zu beherrschen und zu unterdrücken, es als hörig auszubeuten. Auf dem Lande arbeiten teils Sklaven, teils überwiegt die Hörigkeit der Ackerbauer.

Aber mit dem zunehmenden Austausch und der damit verbundenen größeren Teilung der Arbeit wächst der Reichtum der Stadt, die das Land in den verschiedensten Arten aussaugt: beim Austausch selbst und auch direkt durch Herrschaftsverhältnisse, dadurch, daß das Land der Stadt Tribut geben muß für den Schutz, den sie ihm gewährt. In der Stadt selbst aber bilden sich neue Unterschiede des Besitzes. Die angesessenen Geschlechter bleiben privilegiert, neben ihnen kommen jedoch andere Elemente in die Stadt, die sich durch irgendwelchen Handel oder Arbeit für andre ernähren. So

gibt es in der Stadt in steigendem Maße Klassen und Klassenunterschiede. Die Geschlechter werfen sich als Herrschende auf, sie oder ihre Führer unterwerfen andere Städte, und so ersehen Länder als Herrschaftsgebiete, die schon Staatswesen bilden.

Das ist das Bild der meisten alten Kulturländer in ihren ersten Entwicklungsstadien. Es sei hier in wenigen kurzen Sätzen aus dem schon erwähnten Werk von Bücher über das Aufkommen der Volkswirtschaft eine Schilderung wiedergegeben, welche die Stadt veranschaulicht, wie sie sich auf dieser Grundlage entwickelte. Er schildert das alte Rom, dessen Geschichte wir am besten kennen, und sagt: „Es gibt keine produktiven Berufsstände, keine Bauern, keine Handwerker. Es gibt nur große und kleine Besitzer, Reiche und Arme. Drängt der Reiche den Armen aus dem Besitze des Grund und Bodens, so macht er ihn dadurch zum Proletarier. Der besitzlose Freie ist so gut wie erwerbsunfähig. Denn es gibt kein Unternehmungskapital, das Arbeit um Lohn kaufte; es gibt keine Industrie außerhalb des geschlossenen Hauses. Die artifices (Handwerker) der Quellenschriften sind keine freien Gewerbetreibenden, sondern Handwerkssklaven, welche aus den Händen der Acker- und Hirtensklaven das Korn, die Wolle, das Holz empfangen, um sie zu Brot, zu Kleidung, zu Geräten zu verarbeiten. ‚Du darfst nicht glauben, daß er etwas kauft', heißt es bei Petron von einem reichen Emporkömmling, ‚alles wird bei ihm erzeugt'. Daher jene kolossale Latifundienbildung, jene unermeßlichen Sklavenscharen, die sich in den Händen einzelner Besitzer konzentrierten und unter denen die Arbeitsgliederung eine so vielseitige war, daß ihre Erzeugnisse und Leistungen auch den verwöhntesten Geschmack zu befriedigen vermochten.*)

Es wird manchen in Erstaunen versetzen, wenn er erfährt, was für Arbeiten alles in Rom von Sklaven verrichtet wurden, und über wie verschiedene Arten von Arbeiten ein einzelner solcher reicher Herr im alten Rom verfügte. Die römische Gesellschaft wurde durch unablässige Ausdehnung der Eroberungen ungeheuer reich, Sklaven wurden von überall her auf den römischen Markt gebracht und von den Besitzenden aufgekauft, die kleinen Dorfgemeinschaften wurden verdrängt und Sklaven an deren Stellen gesetzt, und die ursprünglich freien Landbewohner wurden zu Hörigen.

*) Karl Bücher: „Die Entstehung der Volkswirtschaft." Zweite Auflage, S. 68/69.

Soweit das Bild der alten Stadtgemeinschaft und der sich auf ihr aufbauenden alten Reiche. Mit dem Reichtum stieg die Bildung, stieg in verschiedener Hinsicht die technische Kultur; aber weil die technische Arbeit von Sklaven und Hörigen verrichtet wird, herrscht auch noch allgemeine Verachtung dieser Arbeit. Dies sowohl bei den Griechen, diesem hohen Kulturvolk, als auch bei den Römern, deren Technik später die der Griechen übertraf. Bei den Griechen hieß der Handwerker Banause; das ist ein Schimpfwort geblieben; der Banause ist der Mann, der an weiter nichts denkt als an seine gewerbliche Arbeit, der in dürftigen Verhältnissen lebt, für den die geistige Kultur nicht existiert. Ein von der Kultur Ausgeschlossener ist der Arbeiter in der alten Gesellschaft, meist ein Unfreier, ein Sklave. Infolgedessen herrscht zugleich mit allgemeiner Verachtung der Arbeit eine ungeheure Verwüstung menschlicher Arbeitskraft. Die großen Bauwerke, die das alte Rom uns überliefert hat, deren Ueberreste wir heute noch mit Bewunderung anschauen, sie sind das Resultat der Arbeit von oft erbärmlich gehaltenen Sklaven. Der Reichtum wußte sich teilweise nicht mehr zu halten, der Luxus wuchs schließlich ins Wahnsinnige. Cäsarenwahnsinn und Wahnsinn von reichen Leuten führte die gewaltigsten Bauten auf. Ueberhaupt ist es eine alte Erfahrung in der Geschichte, daß, wo Größenwahn bei Herrschern sich zeigt, mit ihm gewöhnlich auch ungeheure Bauwut und Denkmalkultus verbunden sind. Ich erinnere hier u. a. an die Pyramiden im alten Aegypten.

Es herrscht also Verachtung der Arbeit, und während ursprünglich von den herrschenden Geschlechtern wenigstens das eine zutraf, daß sie sich selbst abhärteten; während sie anfangs noch wesentlich selbst Landwirte oder Wirte irgendwelcher Art gewesen waren und körperliche Tätigkeit ausübten, die sie kräftigte, wuchs mit dem Luxus ihre Verweichlichung. Und weil kein Bedürfnis bestand, die menschliche Arbeitskraft zu schonen, stagnierte allmählich auch der Fortschritt der Wirtschaft. Was nicht den Luxus der Herren zu befriedigen hatte, blieb auf niederer Stufe; ein weiteres Produktionsbedürfnis entwickelte sich nicht. Die Massen der Arbeitssklaven lebten unter den kärglichsten Verhältnissen, auf sie nahm niemand Rücksicht, für sie existierten keine verfeinerten Bedürfnisse. Luxusbauten wurde betrieben, aber ein wirklicher Fortschritt der Produktion hört so von einer gewissen Stufe ab auf. An systematische Verbesserungen der Werkzeuge wird noch in keinem nennenswerten Maße gedacht, Gewerbe

können nicht aufkommen, und schließlich tritt allgemeine Entartung ein: Entartung und Verweichlichung der Besitzenden, Verlumpung der besitzlosen Freien, Widerstandslosigkeit schließlich des ganzen Staatswesens, daran sind die alten Kulturnationen fast überall zugrunde gegangen. Sie haben Völkern, die in der Entwicklung tiefer standen als sie, keinen Widerstand mehr leisten können. Rom ward eine Beute der germanischen und keltischen Völkerschaften. Das mächtige Rom, dieser gewaltige Staat, ein Weltstaat, der seinen Besitz weit über alle Lande hinaus erstreckte, der die kolossalsten Reichtürmer auftürmte und viel bessere Waffen hatte als die Naturvölker, die halben Barbaren — Rom konnte schließlich dem Angriff dieser Barbaren, die durch seine Schätze angereizt waren, keinen Widerstand leisten und ging zugrunde. Dasselbe geschah später mit dem oströmischen Reich, dem sogenannten byzantinischen Kaiserreich, das den Türken, auch einem nomadischen Völkerstamme auf halbbarbarischer Entwicklungsstufe, zum Opfer fiel.

7. Die Wirtschaft der Feudalzeit.

Mit dem Orient können wir uns hier nicht befassen, wir müssen uns darauf beschränken, die wirtschaftliche Entwicklung in Europa weiterzuverfolgen. Die germanischen Völker, halbbarbarische Stämme, die noch Nomaden waren, eroberten Rom. Allerdings hatten Teile von ihnen vorher schon in Roms Heeren gedient. Auf den Trümmern des zerrütteten großen Römerreiches, namentlich im heutigen Frankreich und in dessen germanischen Kolonien, errichteten dieselben Halbbarbaren, die in Roms Heeren gedient hatten, neue Kulturen mit Aufnahme einer ganzen Menge Elemente der alten Kultur. Diese neuen Mischkulturen standen in vielen Dingen der römischen Kultur nach, waren vielfach roher oder gröber als sie, unterschieden sich aber in einem Punkte vorteilhaft von der römischen Wirtschaft: sie kannten die alte Sklaverei nicht mehr! Die römische Sklaverei war unter den Trümmern Roms begraben, und die Tatsache, daß die Sklaverei abgeschafft war nach jenem großen Zug der keltisch-germanischen Völker gegen Rom, ward ein wichtiger Faktor der Entwicklung einer neuen, höheren Form der Wirtschaft. Zunächst bildeten sich allerdings im großen Germanenreich, zu dem noch Teile des heutigen Frankreichs gehörten, ähnliche wirtschaftliche Verhältnisse aus, wie ich sie vorhin

an den ersten Kulturen der alten Welt gezeigt habe, d. h. es entstanden Dorfgemeinschaften, die in sich abgeschlossene Wirtschaften bildeten, und mit ihnen bildeten sich entsprechende Schutz- und Herrschaftsverhältnisse aus. Besondere Herrscher oder Führer nahmen die Stelle von Schutzherren der Dorfgemeinschaften ein, und für die Dienste, die sie ihnen leisteten, dafür, daß sie die Dorfbewohner gegen räuberische Feinde oder gegen andere Herren schützten, wurde ihnen Arbeit geleistet, für die der Namen Fron aufkommt; der Hof des Schutzherrn ist der Fronhof. Der Fronhof wuchs sich dann vielfach ähnlich aus, wie ursprünglich die alte Stadt. Auf den Fronhöfen wurden Arbeiten verschiedenster Art geleistet, darunter gewerbliche Arbeiten ähnlicher Art wie in der alten Stadt, jedoch gewerbliche Arbeiten von Leuten, die nicht Sklaven waren, sondern nur in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis sich befanden. Aber noch gab es keinen Arbeitslohn, wie es auch noch keinen Preis der Waren, noch keinen Kapitalprofit, noch keinen eigentlichen Pachtzins gab. Es gab nur Dienste, die geleistet wurden, entweder auf Zwang, d. h. an irgendeinen Eroberer, der sich das Gebiet unterworfen hatte, oder auf ein Gegenseitigkeitsverhältnis, meist als Gegenleistung gegen irgendwelchen gewährten Schutz. Der Schutz kam in späterer Zeit allmählich in Wegfall, aber die Dienste blieben. Je reicher die Herren wurden, je mehr sich die allgemeine Sicherheit steigerte und die kleinen Raubzüge abnahmen, um so weniger wirkliche Schutzarbeit wurde geleistet, aber auf der Ablegung der Frondienste und Lieferung der Fronabgaben bestanden die Herren. Die Macht, die sie ursprünglich verwandt hatten, um die Höfe der kleinen Leute zu schützen, verwandten sie später gegen die kleinen Leute selbst.

Indes bleibt es nicht bei dieser Art des Wirtschaftens. Ursprünglich ist auch sie geschlossene Wirtschaft, d. h. es wird fast nichts für den Tausch oder den Handel produziert, sondern alles für den Verbrauch im Wirtschaftskreis selbst. Aber es wird allmählich die Geschlossenheit durchbrochen. Bestimmte Luxusartikel, namentlich aus den wohlhabenderen Städten am Mittelmeer und dem Orient, werden bekannt und ausgetauscht, allerdings auf Grund eines Tauschverkehrs, der ursprünglich nichts weiter war als eine Art Hausierhandel. Mit ihm kam schrittweise auch hier Geldwirtschaft auf, neben der jedoch noch lange für große Massen die ursprüngliche Naturalwirtschaft fortbesteht. Dann bildeten sich auch bei uns

Städte aus, in vielen Fällen als Schutzstätten nicht nur gegen irgendwelchen fremden Feind, sondern auch direkt gegen die raublustigen Herren auf den zerstreuten Höfen, und diese Städte genossen als Marktflecken bestimmte Privilegien, vor allem das Privileg, daß derjenige, der in der Stadt wohnte und Bürger war, frei war, d. h. nicht irgendeinem außerhalb der Stadt wohnenden Herrn zu fronden hatte. Stadtboden machte frei. Neben anderen Ländern bedeckte sich auch Deutschland immer mehr mit Städten — Stadtwesen ähnlich den Städten des Altertums, aber von ihnen unterschieden dadurch daß keine Sklaverei mehr existierte.

Wie die Märkte sich dann weiter entwickelten, kamen auch immer mehr Hörige, die auf den großen Höfen Handwerksarbeiten verrichtet hatten, von den Gütern in die Städte, ließen sich dort nieder und arbeiteten dort selbständig als Handwerker. Es entwickelte sich in den Städten ein freies Handwerk, und um sich gegen jedwelche Bedrückungen zu schützen, organisieren sich die Handwerker in Schutzvereinen. Auf diese Weise entstand die erste Form dessen, was wir später als die Zunft kennen lernen. Die Zünfte waren in ihren Anfängen reine Widerstandsorganisationen von Handwerkern, die nicht viel mehr waren als zwar freie Arbeiter, aber doch bloß Arbeiter. Denn das ursprüngliche Handwerk muß man sich nicht etwa in der Gestalt vorstellen, die das spätere Handwerk annahm, das Waren für den Verkauf herstellte, sondern als bescheidenes Kundenhandwerk. Der Handwerker verfertigt entweder bei sich zu Hause Artikel, für die ihm der Kunde das Rohmaterial liefert, oder er geht auf die Stör, d. h. arbeitet beim Kunden selbst; die Produktion von Waren für den Verkauf kommt erst später auf. Wie dann die Zunft sich befestigt hat, nimmt der Handwerker, dessen Beschäftigung sich mehrt, auch Gehilfen an, die übrigens noch lange die Bezeichnung tragen, die der Arbeiter ursprünglich auf dem Lande trug und vielfach heute noch trägt, nämlich den Namen Knecht. In den alten Urkunden findet man das, was später Geselle heißt, als Knecht bezeichnet, oft wahrscheinlich auch noch als Lehrling. Denn zwischen Lehrschaft und selbständiger Handwerkertätigkeit ist lange Zeit fast gar kein Zwischenglied vorhanden; der junge Handwerker, der ausgelernt hat, wird bald selbständig, die Zeit des eigentlichen Gesellentums ist sehr kurz. Das ist beispielsweise stark der Fall gewesen in einem zum großen Teil von germanischen Elementen bevölkerten Lande, in England. Die englische

Sprache hat für das, was wir Gesellen nennen, kein den Begriff genau deckendes Wort.

Aber die Zunft entwickelt sich weiter, und die Zunftmeister erlangen Privilegien in der Stadt. Sie werden wohlhabend, sie behalten sich ein Meisterrecht vor, der ausgelernte Lehrling kann nicht ohne weiteres Meister werden. Zwischen Lehrlingschaft und Meisterschaft steht nun die Entwicklungsstufe des Gesellen, der aber lange der Hausgenosse des Meisters ist und dessen Lohn nur eine Art Zubuße zu Wohnung und zum Essen bildet, die er vom Meister empfängt.

Zwischen den ursprünglichen Dorfgenossenschaften und den freien Märkten der Städte entwickelt sich mit der Zeit ein regelmäßiger Austausch von Gütern und Leistungen. Die Städte werden reicher, die Bedürfnisse wachsen, und es bildet sich immer mehr ein richtiger Handelsverkehr aus. Dazu trägt noch der Umstand bei, daß in dem Maße, als die Kriege abnehmen, die Bevölkerung schneller anwächst. Einflechtend will ich hier noch folgendes bemerken: Je nachdem die Wirtschaft beschaffen ist, können mehr Menschen auf einem gegebenen Fleck Erde leben. Es gibt darüber allerhand vergleichende Statistiken, man wird aber auch ohne solche begreifen, daß es für diese Frage ein großer Unterschied ist, ob Ackerbau, Landwirtschaft, Viehzucht oder Jagd getrieben wird. Bei der Jagd bedarf es eines ungeheuer großen Jagdgrundes für eine verhältnismäßig kleine Zahl von Menschen. Wie die Menschen anfangen, Vieh zu züchten, können auf dem entsprechenden Grund und Boden erheblich mehr Menschen wohnen. Gehen sie dazu über, Ackerbau zu treiben und systematisch selbst Früchte zu ziehen, so können vielleicht vierzigmal mehr Menschen auf demselben Stück Boden leben, auf dem früher die Jäger knapp leben konnten, und wie die Menschen anfangen, Gewerbe zu treiben, durch das Gewerbe ihre Werkzeuge zu verbessern, dem Boden mehr zu entlocken als vorher und das Gewonnene besser weiter zu verarbeiten, da können auf derselben Fläche wiederum unendlich mehr Menschen leben, als zur Zeit, wo bloß Ackerbau, Viehzucht und Jagd betrieben wurde. Veranschauliche man sich dies an einem einfachen Bild aus der neueren Zeit. Als die Europäer nach Amerika kamen, da lebten auf dem heutigen Gebiet der Vereinigten Staaten, auf diesem ungeheuer weiten Territorium, das noch bei weitem nicht völlig bebaut ist und von dem man denn auch nicht sagen kann, daß es schon übervölkert sei, einige hunderttausend Indianer, höchstens zwischen

einer halben Million und einer Million, die miteinander beständig blutige menschenmörderische Kriege ausfochten um die Jagdgründe, auf die sie angewiesen waren. Heute leben auf demselben Gebiet nahezu gegen 100 Millionen Menschen, und wenn man von den 100 Millionen die etwa 30 bis 40 Millionen Lohnarbeiter abzieht, denen es doch immerhin besser geht als der großen Masse der Arbeiter im alten Europa, da in behält man noch eine Bevölkerung von über 60 Millionen Menschen, die in verschiedenen Abstufungen des Wohlstandes bis zum fast ungemessenen, märchenhaften Reichtum leben. Noch einmal, das geschieht auf demselben Grund und Boden, auf dem die wenig volkreichen Indianerstämme die blutigsten Kriege führen mußten, weil die Jagdgründe für sie alle nebeneinander nicht ausreichten. So auch in unserm Falle. Derselbe Boden kann immer mehr Menschen ernähren, der blutige Krieg hört auf, Lebensbedingung zu sein, und der Friede bringt von selbst eine stärkere Volksvermehrung mit sich. Aber der Boden war Privateigentum geworden, Deutschland war ein Kaiserreich, fast überall waren von den Kaisern Herren als Regenten mit Herrschaftsrechten ausgestattet worden, und zu diesen Herrschaftsrechten gehörte auch die Oberhoheit über den Grund und Boden. Der für herrschaftlich erklärte Boden hörte auf, freier Arbeitsgegenstand zu sein, er war privilegierter Arbeitsgegenstand, für dessen Nießung ein Zins, Pacht oder Rente gezahlt werden mußte. Der Grundbesitz wird Quelle zunehmender Erpressung, besonders die landarbeitenden Klassen werden vom Grundherrscher entweder direkt oder indirekt ausgeraubt und in jeder Art und Weise bedrückt. Immer mehr entwickelt sich die Geldwirtschaft, mit dem Reichtum der Herren draußen und dem der wohlhabenden Bürger in der Stadt steigert sich der Handel, steigert sich das Bedürfnis nach Luxusgütern, die zum großen Teil aus fernen Landen hergeholt werden und deren Besorgung große Profite abwirft; und so entwickelt sich das, was wir Handelskapital nennen, das heißt Geld oder Geldwert, der angelegt wird, um profitbringend im Handel verwandt zu werden. Es bildet sich ein bestimmter Kaufmannsstand aus: aus dem Hausierer wird ein Kaufmann, ein Handelsherr, der durch seine Verfügung über Geldmittel großes Ansehen, große gesellschaftliche Macht erringt. Das mit Zinsverpflichtungen belastete Landvolk aber verarmt, es strömt massenhaft Erwerb suchend in die Städte. Die Städte wachsen, und die Zünfte, die ursprünglich Verbindungen von Handwerkern zur

Verteidigung gegen die Besitzenden waren, werden zu Organisationen gegen die andrängende proletarisierte Bevölkerung. Sie schließen sich mehr und mehr ab, die Zulassung zur Meisterschaft wird erschwert, und es wächst so ein städtisches Proletariat von Lohnarbeitern heran, von denen viele überhaupt nicht mehr Meister werden. Die reich oder wohlhabend gewordenen Handwerker aber arbeiten, nun der Verkehr sehr gestiegen ist, immer häufiger auf Vorrat, d. h. viele von ihnen produzieren im voraus für den Austausch: sie bleiben nicht einfache Kundenhandwerker, sie produzieren in steigendem Maße für Märkte und Messen. Die Produktion wird steigend Herstellung von Gütern für den Verkauf, und solche Güter nennen wir Ware. Es entwickelt sich so eine Wirtschaft, die auf der Warenproduktion als ihrer Grundlage beruht.

8. Die Wirtschaft des aufkommenden Kapitalismus.

Nun muß man nicht denken, daß dieser Zustand, der bei uns etwa im fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert sich ausbildete, überall gleichmäßig eingetreten ist. Das ist nicht der Fall. Neben wesentlich Waren produzierenden Ortschaften und Gegenden gab es noch immer sehr viele Distrikte, wo die alte Dorfwirtschaft in der überlieferten Form fast unverändert fortbestand, wo das Geld eine verhältnismäßig geringe Rolle spielte, wo noch auf den alten Bauernhöfen fast alles selbst hergestellt wurde, was die Familie brauchte, und wo daher nur ein sehr geringer Teil von dem, was produziert wurde, zum Verkauf kam. Das ist sogar in manchen Gegenden Deutschlands noch bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein der Fall gewesen. Der Bauer gab oft zehnmal lieber ganz wertvolle Erzeugnisse seiner Wirtschaft an arme Handwerksburschen, als etwa ein Fünfpfennigstück. Das Geld betrachtete er, eben weil er wenig davon verstand, aber doch seinen Druck empfand, mit einer abergläubischen Verehrung; die Erzeugnisse der Landwirtschaft hatten in seinen Augen einen verhältnismäßig geringen Wert.

Aber die Wirtschaft als Ganzes und in den volkreichen Mittelpunkten des Verkehrs wird immer mehr Warenwirtschaft. Der Geldverkehr wächst, und neben dem Geldverkehr wächst auch der Handel auf Kredit. Es werden weitschichtige Geschäfte abgeschlossen, für die nicht sofort Be-

zahlung geleistet wird, Gelder werden in steigendem Maße auf Zins ausgeliehen, zur Geldwirtschaft kommt die Kreditwirtschaft, und sie wirkt mit dazu, in einzelnen Händen immer größere Geldvermögen anzusammeln. Es entwickelt sich neben dem Handelskapital und dem zum Ausleihen auf Zins bestimmten Zins- oder Wucherkapital allmählich noch ein Kapital, das in anderer Weise nach Verwertung sucht, und zwar Verwertung direkt in der Produktion, indem der Besitzer Gewerbetreibende, Kleinmeister und Arbeiter in größerer Zahl für sich Güter verfertigen läßt, die er mit Profit verkauft. Dies Kapital findet Verwertung dadurch, daß sich in den Städten viel Arbeitskraft angesammelt hat, die für Lohn zu haben ist, und die an den Privilegien der wohlhabenden Zunfthandwerker nicht teilnimmt; und ferner kommt ihm zugute, daß sich die Produktion von bestimmten gewerblichen Gütern, wie Tuche, Leinewand, Eisenwaren vielfach lokalisiert hat, d. h. daß in einzelnen Gegenden gewisse Gewerbe besonders zahlreich und mit besonderem Geschick betrieben werden, wofür ursprünglich Naturgunst bestimmend gewesen sein mag, und die nun für eine Massenproduktion verfügbar werden.

So bildet sich neben dem Handelskapital das eigentliche gewerbliche Kapital aus, d. h. Kapital, das dazu bestimmt wird, in gewerblicher Tätigkeit gewinnbringend angelegt zu werden: Kapital, dessen Besitzer Handwerker und Arbeiter für einen bestimmten Lohn beschäftigt, die von ihnen verfertigten Waren verkauft und den Gewinn einsteckt. Damit stehen wir vor den Anfängen des modernen Kapitalismus. Aus der sich selbst überlebenden Wirtschaft der Zunft, aus der Feudalherrschaft und ihrer Zersetzung heraus entwickeln sich die Anfänge der kapitalistischen Wirtschaft. Sie sind u. a. dadurch gekennzeichnet, daß auf großen Gebieten noch die alte Produktion für den Hausbedarf überwiegt, daß die Warenproduktion auf weiten Gebieten noch eine Ausnahme bildet. Es werden Handwerker von Kapitalisten durch Verträge dazu verpflichtet bzw. angestellt, bestimmte Waren in größerer Menge für sie zu verfertigen. Ursprünglich liefert in der Kapitalist ihnen nicht die Werkzeuge, sondern nur das Rohmaterial, er läßt es von ihnen verarbeiten und verkauft das Produkt weiter. Später liefert er ihnen auch die Werkzeuge, aber lange, ohne daß damit die Produzenten aufhören, Handwerker zu sein. Es ist Produktion von kleinen, handwerksmäßig arbeitenden Hausindustriellen, die nicht mehr

Kundenhandwerker im alten Sinne sind, die auch nicht selbständig Waren herstellen, sondern die beständig oder überwiegend für Kapitalisten arbeiten. Für diese Form der Arbeit kommt der Name Manufaktur auf. Sie hatte in der ersten Zeit stark mit den Zünften zu kämpfen, die in ihr eine drohende Konkurrenz sahen und ihr alle nur möglichen Schwierigkeiten in den Weg legten, so daß die Manufakturunternehmer vielfach darauf angewiesen waren, sich dort einzurichten, wo es keine oder doch keine irgendwie nennenswerten Zünfte gab; wo die Handwerker nur sogenannte Scharwerker waren, die nicht den Zünften angehörten. Auf einer späteren Stufe fangen die Unternehmer an, die Arbeit in Fabrikationsräumen zu zentralisieren. Aber diese Fabriken muß man sich nicht so vorstellen, wie unsere heutigen Fabriken. Die ersten Fabriken waren weder mit großen Maschinen noch mit erheblicher Arbeitsteilung verbunden; es waren nur größere Räume, wo Handwerker ohne nennenswerte Arbeitsteilung gleichmäßig nebeneinander arbeiteten. Aber damit, daß einmal die Arbeit in bestimmten Anstalten zentralisiert war, lag auch bald die Möglichkeit vor, eine stärkere Arbeitsteilung, als sie das Handwerk geboten hatte, vorzunehmen und Spezialarbeiter für bestimmte Teilarbeiten auszubilden. Diese Spezialarbeiter konnten dann bei größerer Arbeitsteilung verhältnismäßig sehr viel mehr und billiger produzieren, als vorher, wo jeder Arbeiter ein selbständiges Stück herstellte. Und nun, nachdem man angefangen hatte, die Arbeit in ihre Bestandteile zu zerlegen, entstand auch neben dem Bedürfnis, immer mehr zu produzieren, in steigendem Maße die Möglichkeit, die Natur für diese vereinfachte, zerlegte und spezialisierte Arbeit in stärkeren Dienst zu nehmen. Es entstanden Werkzeuge, welche durch irgendwelche mechanische Vorrichtungen, die zunächst von Menschenhand getrieben wurden, die Arbeit beschleunigten. Allmählich wurde die Wasserkraft in Anspruch genommen, und schließlich, weil die Wasserkraft nicht überall ausreichend und andauernd vorhanden war, ging man dazu, die Dampfkraft für die Produktion nutzbar zu machen.

In der hier geschilderten Epoche hatte sich der Handelsverkehr zur See sehr stark entwickelt. Amerika war entdeckt worden, große Schätze aller Art wurden von überseeischen Ländern nach Europa gebracht, und Arbeitsprodukte mußten hinausgeschickt werden, um diese Gegenstände einzutauschen. Damit wuchs der Verkehr von neuem, stieg immer mehr die Macht des Geldes. Das alte Handwerk konnte mit der not-

wendig gewordenen Produktion nicht Schritt halten, es wurde teilweise aufgesogen, früher selbständige Handwerksmeister wurden Lohnarbeiter. Andererseits verstärkte auch der große Grundbesitz immer mehr das Arbeitsangebot. Bauern wurden verjagt, Landarbeiter strömten in die Städte, und so vermehrte sich ungeheuer die Zahl der dem Kapital zur Verfügung stehenden Lohnarbeiter. Es entwickelt sich jetzt auf großem Umfange das, was wir als *modernes Proletariat* bezeichnen, besitzlose, von ihrer Lohnarbeit lebende Arbeiter. Das Wort Proletariat ist römischen Ursprungs, es kommt aus dem alten Rom, und wie es dort auch entstanden sein mag, es bedeutet im kaiserlichen Rom den verlumpten freien Bürger, nicht den Sklaven. Proles, das war der verlumpte Nichtshaber, meist ein käufliches Individuum, das, wie der berühmte Oekonom Sismondi es ausgedrückt hat, auf Kosten der Gesellschaft lebte. Ganz im Gegensatz dazu steht die neue arbeitende Volksschicht, deren Mitglieder keine selbständigen Handwerker, keine selbständigen Produzenten, aber auch keine Sklaven sind. Wohl ist auch für sie der Name aufgekommen „Proletarier". Aber es besteht hinsichtlich ihrer der große Unterschied, daß der heutige Proletarier in immer stärkerem Maße das wichtigste Element derjenigen sozialen Schicht geworden ist, auf deren Kosten die ganze Gesellschaft lebt. Das ist jedoch nicht von heute auf morgen zustande gekommen, und lange überwiegt selbst in modernen Ländern in bezug auf Volkszahl das flache Land. In Preußen zum Beispiel überwog noch vor fünfzig Jahren die Landbevölkerung. Zwei Drittel bis drei Viertel der damaligen Bevölkerung Preußens lebten vom Ackerbau und auf dem Lande, und nur eine kleine Zahl in der Stadt; das Land übte auf das städtische Leben noch einen mächtigen Einfluß aus. Namentlich die Kleinstädte standen noch vollkommen unter dem Einfluß des flachen Landes.

Folgendes sind die Hauptzüge des Kapitalismus in seinen Anfängen. Ein sehr tiefstehendes, weil eben erst erstandenes Proletariat in den Städten, große Handelskapitalien, Anfänge von Manufakturen, Anfänge von Fabriken, stärkere Herrschaft des Geldes; aber daneben ist noch die Masse des Volkes in der Landwirtschaft tätig. Sogar Reste der alten Hausgemeinschaften sind in dieser Epoche noch zu finden; allerdings ist die rechtliche und wirtschaftliche Abgeschlossenheit sehr gemildert, auch sie halten die Tür dem Tauschverkehr etwas offen. Die Wirkungen des anhebenden Kapitalismus aber waren für

große Klassen der Bevölkerung wahrhaft verheerend. Die Arbeiterklasse wurde schamlos ausgebeutet. Für sie gab es so gut wie keinen Schutz. Die Zünfte waren oder wurden aufgelöst, weil sie ganz reaktionär geworden waren, die Geldwirtschaft bedrückte das Landvolk in steigendem Maße; nur in den Städten stieg der Reichtum in höherem Grade, und auch da nur in den Händen von gewissen besitzenden Klassen.

9. Die Wirtschaft des entwickelten Kapitalismus.

Nun entwickelt sich der Kapitalismus weiter. Mit der Zunahme des Marktverkehrs nimmt auch immer mehr die Kreditwirtschaft zu. Es kommen neue Formen des Eigentums auf. Lange war der Grundbesitz der Hauptvertreter des Reichtums gewesen, gegenüber dem der Besitz an beweglichen Gütern und Geld eine verhältnismäßig kleine Rolle spielte. Allmählich aber rückt immer mehr und mehr das Geld in die erste Reihe, und nicht nur das Metallgeld. Weil das Metallgeld nicht mehr ausreicht, werden Anweisungen auf Geld, Anweisungen auf Einkünfte und Grundbesitz, aus Industrieunternehmungen und aus sonstigen Geschäften irgendwelcher Art immer mehr Träger des Reichtums. Damit wird der Besitz natürlich *immer beweglicher*. Den Grund und Boden kann man nicht wegtragen, aber die Hypothek kann sehr leicht den Besitzer wechseln. Große Fabrikanlagen kann man auch nicht herumgeben, aber wenn die Fabrik einer Aktiengesellschaft gehört, dann können die betreffenden Aktien an einem Tage dutzendmal und noch öfter den Besitzer wechseln. Der Reichtum wird sozusagen beflügelt, und gerade diese Beweglichkeit des Besitzes erleichtert in hohem Grade die Konzentrierung der Unternehmungen. Die Machtmittel, die der Kapitalismus zusammenbringt, ermöglichen eine immer größere Unterwerfung der Naturkraft, und die Vermehrung des erzeugten Reichtums führt zu immer größerm Anwachsen der Zahl der Kapitalisten. Welche Ausbreitung von ursprünglich sehr kleinen Anfängen die Aktie allmählich genommen hat, davon hat der Mann, der im täglichen Leben steht, meist gar keine Ahnung.

Die deutschen kapitalistischen Unternehmungen, die die Form von Aktiengesellschaften angenommen haben, repräsentierten, gering gerechnet, vor dem Kriege ein Vermögen von 30 000 Millionen Mark — sage und schreibe *dreißigtausend Millionen Mark*. Das ist, abgesehen vom

Gelde, die beweglichste Form, die heute das Eigentum in der Wirtschaft angenommen hat. Daneben haben wir die Hypothek und den hypothekarisch gedeckten Pfandbrief als die bewegliche Form des Eigentums an Grundbesitz und Häusern. Immer mehr trennt sich durch das Mittel dieser Besitztitel das Eigentum, die Anwartschaft auf Einkünfte aus den Ergebnissen von Arbeit irgendwelcher Art, örtlich und persönlich von jeder sonstigen Beziehung zu dieser Arbeit selbst. Der Aktionär, der heute irgendeine Aktie kauft, weiß vielfach kaum und braucht gar nicht zu wissen, was von der Gesellschaft, auf welche die Aktie lautet, nun eigentlich produziert wird; er erfährt von seinem Bankier nur, ob die Gesellschaft für gut gilt und die Aktie gute Dividenden abwirft oder nicht. Er weiß kaum, *was* produziert wird, er weiß noch weniger, *wie* produziert wird, und er weiß ganz und gar nichts davon, *wer* die Leute sind, *die* produzieren. Er weiß und ihn interessiert nur, daß die Gesellschaft so und soviel Dividende zahlt. Fast ebenso ist es der Fall beim Hypothekenbesitz. Um ihn beweglicher zu gestalten, hat man die Form gefunden, daß Hypothekenbanken die Hypotheken ankaufen und sammeln und dafür in gleicher Höhe Pfandbriefe ausgeben, die ebenso zirkulieren können wie die Aktie und das bare Geld. *Immer weniger Beziehungen hat heute in der modernen Gesellschaft das Einkommen als Kapital zu der Arbeit, die dies Einkommen produziert.*

Was ferner die moderne Gesellschaft kennzeichnet, ist die sich immer stärker entwickelnde Herrschaft der *Stadt* über das platte Land. Nicht nur ökonomisch, sondern in bezug auf das ganze *soziale* Leben unterwirft sich die Stadt heute das Land. Das Land hängt in seiner Wirtschaft immer mehr ab von der Stadt, die letzten Reste der alten Hausgemeinschaften werden aufgelöst. Gehe man heute in die entlegensten Gegenden Deutschlands, und man wird im letzten Dorf finden, daß in der Regel der größere Teil dessen, was von der Bewohnerschaft gebraucht wird, gekauft wird, und daß der größere Teil dessen, was von ihr produziert wird, produziert wird für den allgemeinen Markt. Die Produktion für den eigenen Gebrauch spielt eine immer geringere Rolle, die Geldwirtschaft hat sie ersetzt, und wie mit der Geldwirtschaft so mit dem Verkehr. Jetzt erst sind wir sozusagen in die *volle Verkehrswirtschaft* eingetreten. Die Bevölkerung in den Städten wächst, Riesenstädte sammeln sich an,

und der Verkehr weitet sich zum Weltverkehr aus. Wer hätte sich vor 20, 30 Jahren träumen lassen, daß man bei uns auf den Wagen der Straßenhändler in fast unbeschränkten Mengen Orangen, Bananen werde kaufen können? Und wie häufig passierte es vor dem Kriege, daß, wenn man einen Händler nach der Qualität der Aepfel fragte, die er verkaufte, man zur Antwort erhielt: „O, das sind echte Amerikaner.“ Man denke. Aepfel, diese bei uns so heimische Frucht, bezogen wir in immer größeren Mengen aus dem fernen Amerika. Eine ungeheure Steigerung hat der Verkehr angenommen; die Vervollkommnung der Produktion im allgemeinen hat auch die Vervollkommnung der Verkehrsmittel zur Folge gehabt, und diese hat wiederum auf jene zurückgewirkt. Wer nicht mehr ganz jung ist und im Geiste unsre heutigen Bahnhöfe und ihren Riesenverkehr mit denen von vor 30, 40 Jahren vergleicht, dem wird dieser Vergleich vor Augen führen, welche kolossale Umwälzung sich in dieser Hinsicht bloß in unseren Tagen vollzogen hat. Wir hatten vor dem Krieg, wie man weiß, eine sogenannte Agrarfrage. Untersucht man sie genau und bis auf ihre letzten Gründe, so wird man finden, daß sie nicht darin bestand, daß der Bauer nicht existieren konnte. Wollte er so leben, wie er früher gelebt hatte, so konnte er bequem existieren, denn er bezog für seine Produkte viel höhere Preise als früher. Nein, die Agrarfrage bestand in letzter Linie darin, daß der Dorfbewohner immer mehr ebenso leben wollte wie der Städter, daß er, der einst so stolz auf seine Dorfsitten war, immer mehr unter den Einfluß des städtischen Lebens geriet, und daß für ein städtisches Leben sein Einkommen nicht ausreichte. Nicht die politische Herrschaft der Stadt über das Land — politisch herrschte ja sogar bei uns infolge unserer Wahlgesetze und anderer Staatseinrichtungen das Land noch stark über die Stadt — nein, die ökonomische und die in Volkssitten sich äußernde *soziale* Herrschaft der Stadt über das Land, *das* war das Geheimnis unserer Agrarkrisis.

Aber wir wollen für unsere heutige Betrachtung davon absehen. Halten wir das Bild in seinen großen Zügen fest. Eine weitere und außerordentlich wichtige Wirkung der kapitalistischen Wirtschaft ist die bedeutende *Zunahme der gewerblichen Lohnarbeiterschaft*. Nach der vorletzten deutschen Berufs- und Gewerbezählung waren 1895 in Deutschland gewerblich tätig, nicht eingerechnet die Transportarbeiter, gegen 6 Millionen Lohnarbeiter. Zur Zeit der Berufs- und Gewerbezählung von 1907 war die Zahl auf

8,6 Millionen gestiegen und 1914 wird sie 10 Millionen überschritten haben. Und da sind noch nicht mitgerechnet die Hunderttausende kleiner Gewerbetreibender, die faktisch auch nur Lohnarbeiter des Kapitals sind, wenn sie auch außerhalb der kapitalistischen Werkstatt arbeiten. Diese millionen- und abermillionenköpfige Lohnarbeiterschaft sieht nun heute ganz wesentlich anders aus, als die gewerbliche Arbeiterschaft der vorkapitalistischen Zeit. Der heutige Arbeiter ißt nicht am Tisch seines Arbeitsherrn, er wohnt auch nicht im Hause des Prinzipals, er ist heute in der Regel verheiratet, d. h. hat einen eigenen Haushalt und hat eine Familie zu ernähren. Die sechs Millionen Lohnarbeiter in Industrie und Gewerbe hatten 1895 *sieben* Millionen Familienangehörige zu ernähren, während ebensoviel Landarbeiter nur *drei* Millionen Angehörige zu ernähren hatten. Der alte Lohnarbeiter blieb unverheiratet, bis er es zum Meister, zum kleinen Unternehmer gebracht hatte. Der Lohnarbeiter von heute gründet als Lohnarbeiter eine Familie, er wird dadurch geistig zum Staatsbürger: seine Klasse wächst an Zahl und an sozialer Bedeutung. In allen Industriezentren, wo heute das wirtschaftliche Leben zentralisiert ist, wo zugleich das öffentliche Leben pulsiert, da, wo die großen Verkehrsadern zusammenlaufen, da dominiert auch immer mehr der Lohnarbeiter, da gibt er in steigendem Maße den Ton an.

Wirtschaftlich herrscht allerdings noch die Kapitalistenklasse. gegen deren Druck sich die verschiedenen Schichten der arbeitenden Bevölkerung organisieren. Die Lohnarbeiter bilden *Gewerkschaften* und neuerdings andere Koalitionen zum Widerstand gegen die Kapitalmacht. Dasselbe versuchen die Handwerker, aber in der Absicht, die moderne Entwicklung aufzuhalten, statt sie über sich hinauszutreiben. Wenig genug haben sie auf diesem Gebiete ausgerichtet und werden sie ausrichten. Aber auch die Kapitalisten oder die kapitalistischen Unternehmungen koalieren sich, und zwar unter dem Namen Kartelle, Syndikate, Trusts. Das kapitalistische Unternehmertum mit seinen großen ökonomischen Machtmitteln schart sich zusammen — auf der einen Seite gegen die Arbeiterschaft, auf der anderen Seite, um die Konkurrenz unter sich abzuschwächen, und dem Publikum solche Preise zu diktieren, wie sie seinem Profitbedürfnis entsprechen. Diese Kapitalskoalitionen, die bei uns noch bisher geschützt waren durch Schutzzölle, sind in ihrer Art vielfach eine Wiederspiegelung der alten Zünfte, und zwar meistens nicht der Zünfte in ihrer guten Zeit; nein, sie

bilden oft ein Element, das den alten verfallenden Zünften entspricht, die örtliche Monopole bildeten gegenüber der Gesamtheit, die die Arbeiter zu unterdrücken, das Publikum zu brandschatzen suchten. Beide Züge finden wir bei den heutigen Syndikaten und Trusts wieder. Aber alle diese Dinge, die große Zunahme und innere Wandlung der Arbeiterklasse, die größere Beweglichkeit des Kapitals, die größere Trennung des Kapitaleinkommens von der Arbeit, das Wachstum der Städte, die kolossale Ausbreitung des Verkehrs, sie zeigen an, daß die kapitalistische Form noch nicht die letzte Form der Wirtschaft ist, daß auch die kapitalistische Wirtschaft einer Umwandlung entgegengeht, einer anderen Wirtschaft Platz machen wird.

10. Die Keime der sozialistischen Wirtschaft.

Was aber wird das für eine Wirtschaft sein? Wie sieht sie aus? Welchen Namen wird sie tragen? Unsere Gesellschaft als Ganzes, unsere großen *Staatswesen* sind schon aus politischen Gebilden, die zusammengesetzt waren aus innerlich ziemlich zusammenhanglosen Ortschaften, zu Organismen geworden, deren einzelne Teile nicht in sich abgeschlossen, sondern durch unzählige Kanäle eng miteinander verbunden sind. Und inmitten dieser Organismen sehen wir in den Kartellen und Syndikaten Koalitionen von Einzelwirtschaften, die ganze Armeen von Arbeitern beschäftigen, Polypen, die auf das Leben des Organismus eine kolossale Macht ausüben. Zu wessen Gunsten wird diese Macht ausgeübt? Nicht für diejenigen, die schaffend produzieren, nicht einmal für diejenigen, die die Produktion leiten, denn zum großen Teil bekommen diese nur einen mehr oder minder großen Direktionsgewinn. Der Profit ist vielmehr bestimmt für Leute, die gewisse Papierscheine, eine oder mehrere Aktien innehaben. Ja, glaubt man, daß die Menschheit sich das ewig gefallen lassen wird? Glaubt man, daß das ein Zustand ist, der würdig ist einer ihrer selbst, ihres Tuns und Lassens sich bewußten Menschheit, dieser Zustand, daß eine Armee von Leuten anschwillt, die von Jugend auf ihrer Klassenlage nach nichts weiter zu tun haben, als Einkommen aus der Arbeit anderer zu beziehen? Man denke an das alte Rom, wo auch eine herrschende Klasse bestand, die nicht arbeitete, sondern nur gut lebte und schließlich verweichlichte. Eine solche Klasse muß allmählich ihre Herrschaft abgeben.

Wie das geschehen soll, ist leicht auszumalen. Wir sehen, wie die kapitalistischen Unternehmungen sich in Syndikaten

und Kartellen koalieren, in Trusts verschmelzen. Für bestimmte Produktionszweige zentralisiert sich die gesamte Produktion immer mehr in den Händen einer großen kapitalistischen Koalition. Wo es soweit gekommen ist, da bedarf es nur des einen Schrittes, diese kapitalistische Koalition zu enteignen, und die kombinierte Produktion kann ohne Schwierigkeit statt für Aktionäre, für das Gemeinwesen, für die Gesellschaft weiter vor sich gehen. Produktion für die Gesellschaft aber nennen wir sozialistische Produktion. Auf der einen Seite drängt so die Form der Wirtschaft selbst zur Vergesellschaftung. Zweitens aber wachsen mit dem Anwachsen der Städte auch deren Aufgaben. Früher, wo die Städte fast nur aus Bauerngehöften und etlichen Handwerkerstraßen bestanden, da hatte ihre Leitung sehr wenig zu besagen. Das Reinlichkeitsbedürfnis war noch wenig entwickelt, der Grund und Boden hatte wenig Wert, es gab keine nennenswerten Verwaltungsaufgaben für die Stadt. Das hat sich heute gründlich geändert. Die Verwaltungsaufgaben wachsen nach den verschiedensten Seiten hin. In den modernen Städten hat sich mit ihrem Wachstum Bodenwucher, Bodenspekulation eingestellt, denn Wachstum der Stadt heißt Wachstum des Bodenwerts. Und was ist Bodenwert? Nur der kapitalisierte Zins oder Zoll, den die Bewohner der Städte an die Besitzer städtischen Grund und Bodens abstatten müssen. Er bildet ein ebensolches Feudalrecht wie die Feudalrechte, die einst im Mittelalter geherrscht haben. Einst fronte das Volk für Feudalherren, heute müssen die Bewohner der Städte an die Besitzer von Grund und Boden Tribut leisten, und dagegen lehnt sich das allgemeine Bewußtsein immer mehr auf. Es geht nicht an, diese Sache dem freien Spiel der Wirtschaftskräfte zu überlassen, denn die Erfahrung hat gezeigt, daß bei ihm die Mieten stetig im Preise steigen, daß das Wohnen immer mehr abwerfen muß für den Grundbesitzer. Dem muß schließlich die kommunale Verwaltung einen Riegel vorschieben, und das ist radikal nur möglich, wenn der Grund und Boden überhaupt in den Besitz der Gesamtheit übergeführt wird.

Aber auch das würde noch nicht ausreichen. Es muß auch eine sozialistische Verkehrspolitik der Stadt hinzutreten, es muß hinzutreten eine sozialistische Wohnungspolitik der Stadt, die dafür sorgt, daß Wohnungen in genügender Masse und in genügender Qualität erbaut und zu den Kosten der Herstellung und Instandhaltung dargeboten werden. Denn die Anforderungen der Gesundheitswissenschaft an das

Wohnungswesen sind gestiegen und werden nicht entfernt befriedigt. Dies und Aehnliches macht eine ganz andere Gemeindepolitik notwendig, und wenn diese Politik ernsthaft und wirkungsvoll durchgeführt werden soll, so kann und würde das nicht geschehen in Gemeinden. in denen, wie bei uns in Preußen, die Grundbesitzer kraft des Gesetzes die Mehrheit der Vertretung hatten, sondern nur in Gemeinden, in denen die Mehrheit, die die Stadt bewohnt, kraft demokratischen Rechtes auch das entscheidende Wort in der Verwaltung spricht. Nur wo dies der Fall, wird die Energie entwickelt werden, die nötig ist, eine Gemeindepolitik durchzuführen, wie sie den Anforderungen der Gegenwart entspricht.

Je mehr Aufgaben die Gemeinde übernimmt, desto mehr Arbeiter hat sie selbst direkt und indirekt zu beschäftigen, und so entsteht die Notwendigkeit einer angemessenen kommunalen Arbeiterpolitik — ein weiterer Antrieb, die Gemeinde zu demokratisieren und die Gemeinde als Wirtschafterin für die Gesamtheit im Interesse der Gesamtheit zu organisieren. Das aber ist dann nichts anderes als kommunaler Sozialismus. So entwickeln sich in unseren Gemeinden zunehmend unter dem Druck, den die Verhältnisse und die aufstrebenden Klassen, vor allem die Arbeiterklasse, ausüben, fortgesetzt neue Keime des Sozialismus.

Aber auch der Staat hat heute ganz andere und viel mehr Aufgaben als früher. Er muß den Verkehr teils immer mehr kontrollieren und regulieren, teils den Betrieb von Verkehrsmitteln selbst in die Hand nehmen. Es mehren sich die Fälle, wo Privateigentum und Privatrecht das weitverzweigte und vielverästelte Wirtschaftsleben durch Hemmung schädigen, und wo der Staat für die Gesellschaft gegen diese Hemmungen eingreifen, Privatbetriebe in öffentliche umwandeln muß. Kurz, es entwickeln sich auch hier neue Keime des Sozialismus, die schließlich zu einer neuen Wirtschaftsform führen, einer Wirtschaftsform, wo nicht kleine Ortsgemeinschaften ohne inneren Zusammenhang, nicht nationale oder internationale Koalitionen von Kapitalisten die Produktion beherrschen, sondern wo Staat und Gemeinden in organischer Verbindung und Arbeitsteilung selbst oder durch von ihnen eingesetzte und überwachte öffentliche Anstalten mehr und mehr wirtschaftliche Aufgaben unter dem Gesichtspunkt des Gesamtinteresses besorgen.

Als die Zunft gebrochen wurde, als die alten Hausgemeinschaften sich auflösten, da glaubte man, diese Sprengung ge-

schlossener Wirtschaftsformen werde zur Folge haben, daß die Güter dem Publikum zum billigsten Preise und in bester Form zugeführt würden. Die freie Konkurrenz hat aber die an sie geknüpften Erwartungen nur halb erfüllt. Zwischen Konsumenten und Produzenten haben sich immer mehr Schichten als Zwischenhändler eingeschoben. Der Zwischenhandel hat immer größere Ausdehnung angenommen, immer mehr Personen wollen von der Besorgung des Zwischenhandels leben und verteuern so die Güter für den Verbraucher. Auch dagegen lehnt sich allmählich das Bedürfnis der Allgemeinheit auf und sucht nach neuen Formen der Zuführung der Güter. Den Anfang macht die Arbeiterschaft, die am schwersten von der Verteuerung betroffen wird. Die Arbeiter schaffen in ihren Arbeiterkonsumvereinen sich Organisationen, den Zwischenhandel auszuschalten, Organisationen, die, wie sich zuerst in England, dann aber auch bei uns gezeigt hat, zu einer Größe anwachsen können, wo sie imstande sind, die Produktion gewisser Verbrauchsartikel selbst in die Hand zu nehmen. Sie bilden die Grundform für die Versorgung der Bewohner der Gemeinde mit Verbrauchsgütern durch die Gemeinde selbst. Wenn unsere Gemeinden einmal dazu übergehen wollten, von sich aus den Konsum zu organisieren, so brauchen sie dort, wo schon Arbeiterkonsumvereine vorhanden und stark sind, weiter nichts, als diese zu übernehmen und ihren Betrieb auszudehnen. Es würde fast nur eine Veränderung in der Größe und nicht im Wesen sein. Die Form bildet sich bereits im Arbeiterkonsumverein selbst aus. Wir haben da wiederum Keime einer neuen Wirtschaftsordnung. So sprießen, hervorgerufen durch unser modernes Leben, auf der einen Seite die Bedürfnisse und treibenden Kräfte, auf der anderen die Formen und Organisationen einer neuen Wirtschaftsordnung heran, die auf allen Gebieten das große, gesellschaftliche Interesse von Einzelpersonen und Gruppen stellt, und die wir deshalb die sozialistische nennen. Wie sie sich in ihren letzten Formen ausbilden wird, das wissen wir nicht, das brauchen wir auch heute nicht zu wissen. Es genügt, daß wir die Keime sehen, daß wir sehen, wie die Wirtschaft zu dieser Ordnung heranwächst, daß das Interesse der großen arbeitenden Volksmasse ihr zutreibt.

Wir haben gesehen, wie die Wirtschaft der Menschen aus ursprünglich höchst einfachen Formen heraus stufenweise sich entwickelt hat, wie diese Entwicklung aber gelegentlich unter-

brochen ward. Wir haben alte Kulturen zugrunde gehen sehen daran, daß sie nicht fähig waren, sich aus sich selbst weiter zu entwickeln, weil die Herrschenden geistig mehr noch als körperlich verweichlichten, die Beherrschten durch Versklavung verkümmerten. Jetzt sehen wir eine neue Form der Wirtschaft sich anbahnen. Heute aber haben wir keine Sklavenwirtschaft, sondern als Grundlage der Wirtschaft eine an Zahl gewaltige Klasse geistig ungebrochener Arbeiter. Arbeiter, die ihres Anspruchs auf Selbstbestimmung sich bewußt sind, die zwar als Produzenten abhängig, als Staatsbürger aber selbständig sind und, getrieben durch ihre Klassenlage, immer mehr staatsbürgerliche Rechte beanspruchen, die sie sich, soweit sie ihnen noch vorenthalten sind, auch ganz sicher erkämpfen werden. Dafür bürgt die Tatsache, daß ihre Zahl beständig im Wachsen ist, daß ihre soziale Bedeutung zunimmt, und vor allem, daß sie am stärksten sind in den Zentren des öffentlichen Lebens, auf den wichtigen Stationen des großen wirtschaftlichen Verkehrs. Aus allen diesen Tatsachen schöpfen wir nicht nur die Gewißheit, daß die Menschheit nicht auf der heutigen Stufe der Wirtschaft stehen bleiben wird, was eine Unmöglichkeit wäre, sondern auch, daß die Menschheit diesmal nicht zurückgehen, sondern übergehen wird zu einer zugleich neuen und höheren Form der Wirtschaft und Kultur. Daß dies der Fall sein wird, dafür bürgt auch insbesondere die geistige Entwicklung der modernen Arbeiterschaft, die Tatsache, daß die Arbeiterklasse sich in jeder Hinsicht vervollkommnet, daß sie nicht nur an Zahl wächst, daß sie nicht nur an ökonomischer Bedeutung zunimmt, sondern daß sie auch an geistiger Bedeutung gewinnt, daß sie eifrig bestrebt ist, ihr Wissen und Verstehen zu erweitern. Aus diesem Empfinden heraus sind diese Vorträge organisiert worden, und wenn es ihnen gelingt, etwas beizutragen zur geistigen Hebung der Arbeiterschaft, an der so viele Kräfte wirken, so ist ihre Aufgabe erfüllt.

2. Die Grundbedingungen des Wirtschaftslebens.

1. Was Wirtschaft bedeutet.

Unter Wirtschaft versteht die Sozialwissenschaft, wie wir gesehen haben, diejenige Tätigkeit, die darauf gerichtet ist, Gebrauchsgegenstände irgend welcher Art für zukünftige Verwendung zu beschaffen oder für die Beschaffung solcher Gebrauchsgegenstände Vorsorge zu treffen. Es ist hierbei auf die Worte „für zukünftige Verwendung" acht zu geben. Gebrauchsgüter verschafft sich z. B. auch das Tier, ohne damit schon Wirtschaft zu treiben. Für das Raubtier sind die Tiere, denen es nachstellt, für den Pflanzenfresser die Pflanzen, die er sucht, Gebrauchsgüter. Aber nachstellen und suchen heißt noch nicht wirtschaften. Die übergroße Masse der Tiere verzehren das, was sie erjagt oder aufgeschnüffelt haben, auch sofort, bzw. fressen soviel davon, als sie gerade können, ohne sich um das Schicksal oder Verbleib des Restes zu kümmern. Nur eine Minderheit von Tieren sorgt bei seiner Nahrungsbeschaffung auch für eine gewisse Zukunft vor, indes ist dies noch eine sehr rohe Art von Wirtschaft, denn sie besteht fast immer nur im Sammeln und Aufbewahren von Erzeugnissen, die die Natur darbietet und in dem Zustand, *wie* die Natur sie darbietet, und ist mit dem bloßen Aufhäufen jeweilig zu Ende. Das bekannteste Säugetier, das in dieser Weise wirtschaftet, ist der Hamster. Bei den Insekten treiben Bienen und Ameisen eine gewisse Wirtschaft, bei der sogar auch Verarbeitung vorkommt. Aber bei der Biene z. B. geschieht das Verarbeiten des Blütenstaubes zu Honig hauptsächlich *in* ihr und nicht *von* ihr, geht es von ihrem Verdauungsapparat, nicht von ihren Gliedmaßen aus. Im Gegensatz zu den verhältnismäßig wenigen Tieren, die in solch elementarer Weise Wirtschaft treiben, gibt es eine ganze Anzahl Tiere, bei denen das genaue Gegenteil von Wirtschaft stattfindet, indem sie nämlich beim Jagen und Weiden, soweit es auf sie ankommt, in blinder Leidenschaft und Gier die Mittel ihrer zukünftigen

Nahrung selbst vernichten, Tiere, die sinnlos Saaten zerstören oder andere Tiere töten, von deren Existenz ihr eigenes Leben und Gedeihen abhängt. Von keinem Tiere kann man dagegen sagen, daß es über das einfache Sammeln oder Aufspeichern hinaus dazu übergeht, für künftiges, späteres Wirtschaften in dem Sinne vorzusorgen, daß es selbsttätig sich *Wirtschaftsbedingungen* schafft. Solche vorbereitende, auf Erkenntnis der Wirtschaftsbedingungen und überlegtes Planen fußende Tätigkeit finden wir nur beim Menschen.

2. Natur und Wirtschaft.

Was sind nun aber die Grundbedingungen solchen Wirtschaftens? Oder in anderer Formulierung: was ist erfordert, damit irgend welches weitere vorsorgende Wirtschaften stattfinden kann? Hier haben wir zwei verschiedene Gattungen von Wirtschaftsbedingungen zu unterscheiden. Die erste Gattung sind solche Vorbedingungen, die nicht im wirtschaftenden Wesen selbst, sondern in außer ihm liegenden Dingen und Umständen zu suchen sind. Die umgebende Welt, das, was wir die Natur nennen, und, auf höherer Stufe der Entwicklung, die umgebende Gesellschaft, müssen gewisse Vorbedingungen verschiedener Art dem Wirtschaften darbieten.

Zunächst ist nicht nur das Vorhandensein von gewissen stofflichen Gegenständen aus der Welt der Tiere, Pflanzen und Mineralien zum Wirtschaften erfordert, sondern es sind dazu auch bestimmte klimatische Verhältnisse notwendig. Der Mensch, wie wir ihn kennen, würde dort, wo eine sehr hohe oder eine sehr niedrige Temperatur vorherrscht oder sehr schroffer Temperaturwechsel in kurzen Unterbrechungen eintritt, überhaupt nicht wirtschaften können, weil ihm unter solchen Verhältnissen die zur wirtschaftlichen Tätigkeit nötige Spannkraft verloren gehen würde. Ebenso könnte niemand auf einer Steinwüste leben, da zum Leben und Wirtschaften neben unorganischen organische Substanzen, neben Mineralien Pflanzen und je nachdem Tiere unerläßlich sind. Das sind selbstverständliche Dinge, die nur erwähnt, aber nicht ausführlich begründet zu werden brauchen. Außer diesen Voraussetzungen ist aber zum Wirtschaften noch eine andere, gleichfalls objektive, d. h. in den Sachen liegende Bedingung erfordert. Die umgebende Welt, die Natur, muß auch die Motive, den *Antrieb* zur Wirtschaft liefern. Für Menschen, die in einer Art Schlaraffenland lebten, etwa auf einem sehr

fruchtbaren Planeten, wo die Natur alles lieferte, was Menschen zum Leben bedürfen, würde, solange nicht Uebervölkerung einträte, der Antrieb, irgend welche Wirtschaft zu treiben, einfach hinwegfallen. Bis zu einem gewissen Grade findet man dies denn auch bei den Völkern, die in derart von der Natur begünstigten Klimaten wohnen. Indes würden, wo gar kein Wirtschaften erfordert ist, sich wahrscheinlich überhaupt keine Menschen entwickelt haben. Insofern geht die biblische Darstellung, die die Geschichte der Menschheit mit der Vertreibung aus dem Paradiese beginnen läßt, nicht fehl. Ohne Wirtschaft gibt es keine Geschichte, das Paradies der Bibel kennt aber kein Wirtschaften.

Wir haben also zweierlei sachliche Grundbedingungen der Wirtschaft: einmal das Vorhandensein bestimmter organischer und unorganischer Stoffe sowie bestimmter klimatischer Zustände, zweitens aber auch — und das liegt eigentlich hierin schon eingeschlossen — ein von der Natur selbst gelieferter Ansporn zum Wirtschaften, wozu, sobald es menschliche Gesellschaften gibt, in weiterer Entwicklung noch die von diesen und ihren Einrichtungen selbst ausgehenden Antriebe kommen.

3. Die körperlichen Erfordernisse des Wirtschaftens.

Die zweite Gattung von Grundbedingungen des Wirtschaftens betrifft uns, die zum Wirtschaften bestimmten Wesen selbst. Wer wirtschaften soll, muß bestimmte persönliche Eigenschaften haben, um eine Wirtschaftstätigkeit entfalten zu können. Diese persönlichen Eigenschaften können wir wiederum in zwei Gruppen einteilen. Erstens müssen gewisse körperliche Eigenschaften gegeben sein. Wir finden in der belebten Welt eine ganze Reihe von Wesen, die schon Spuren von Bewußtsein haben, aber doch nicht die geringste Art wirtschaftlicher Tätigkeit entfalten können, einfach, weil ihnen alle dazu nötigen körperlichen Vorbedingungen fehlen. Denken wir z. B. an jene niederen Tiere, wie Muscheln, Polypen usw., die nur Organe haben, Nahrung aufzunehmen und das nicht Verdaute nachher wieder von sich zu geben. An diesem einen, so elementaren Bilde sehen wir ohne weiteres, welche körperliche Eigenschaft mindestens zum Wirtschaften erfordert ist. Jedes Wesen, das wirtschaften soll oder will, muß imstande sein, den Stoff, mit dem es zu wirtschaften hat, in irgendeiner

Weise zu beherrschen. Vergleichen wir unter diesem Gesichtspunkt einmal einige Angehörige der tierischen Welt miteinander. Nehmen wir zunächst ein sehr tiefstehendes Tier, etwa die Muschel, nehmen wir dann ein höheres, die Schlange, weiterhin einen Vertreter der Vogelwelt, sodann ein Säugetier, etwa ein Eichhörnchen, oder ein vorgeschritteneres Säugetier, den Affen, nehmen wir schließlich den Menschen, und vergleichen wir nun alle diese mit Empfindung begabten Wesen miteinander, so werden wir finden, daß die Muschel absolut unfähig ist, Stoffe irgendwie zu beherrschen, sie kann lediglich ihre Schalen öffnen, um Nahrung einzulassen und ihren Mund öffnen, die Nahrung zu sich zu nehmen, und sie kann Mund und Schalen schließen, um gewisse ihr unangenehme Reize abzuwehren und sich dadurch gegebenenfalls gegen gewisse Feinde zu schützen, was sie wahrscheinlich unbewußt oder mit nur sehr dumpfem Empfinden tut. Bei der Schlange verhält es sich schon anders; die Schlange hat genügend entwickelte Bewegungsorgane, um unter Umständen Nahrung mit ihrem Gebiß aufzugreifen und dann irgendwohin zu verschleppen und für spätere Zwecke aufzuspeichern. Die Möglichkeit wäre soweit da, aber die Schlange wirtschaftet trotzdem nicht, vornehmlich wohl, weil sie außerordentlich lange ohne Nahrungszunahme existieren kann. Mit dem Motiv fehlt ihr wahrscheinlich auch jede geistige Eigenschaft, die zum Wirtschaften erfordert wäre, auch reicht das Gebiß der Schlange nicht aus, einen Ort zur Aufnahme oder Bergung des etwa Zusammengeschleppten herzurichten. Bei den Vögeln kommen zum Schnabel noch die Klauen als Mittel zum Fassen hinzu; es gibt denn auch Vögel, die einen gewissen Grad von Wirtschaft treiben, indem sie Nahrung aufspeichern, und die große Masse der Vögel bauen sich, wie jeder weiß, Nester, d. h. sie schleppen Materialien zusammen und richten sie her, um für ihr Wohnbedürfnis vorzusorgen. Das ist schon ein kleines Element wirklichen Wirtschaftens. Einen vorgeschritteneren Organismus unter unserem Gesichtspunkt besitzt das Eichhörnchen oder manches sonstige Nagetier mit seinen behenden Pfoten und seinem feinen Gebiß, und noch höher in bezug auf körperliche Ausbildung steht der Affe, der gegliederte Hände hat, die er außerordentlich geschickt gebraucht, mit denen er sehr viel Manipulationen ausführen kann und der damit auch eine höhere körperliche Befähigung zum Wirtschaften hat, von der er wahrscheinlich vornehmlich deshalb keinen Gebrauch macht, weil er ein so vorzüglicher

Ketterer ist und die Aufgabe des Sammelns daher an ihn nicht sehr stark herantritt. Schließlich haben wir den Menschen, der von allen Wesen der Tierwelt die in ihrem Zusammenwirken am meisten entwickelten Gliedmaßen und die höchste Vernunft hat und dem damit die Gabe verliehen war, von da an, wo das Bedürfnis an ihn herantrat, im höchsten Maße das zu treiben, was wir oben in kurzen Worten als Wirtschaft bezeichnet haben.

Denn wenn wir alle diese verschiedenen belebten und mit verschiedenen Graden von Bewußtsein begabten Wesen betrachten und dann uns vergegenwärtigen, was wir aus der Naturgeschichte von deren Fähigkeiten und Lebensgewohnheiten wissen, so werden wir auf folgende Resultate stoßen: jedes Wesen ist, körperlich betrachtet, um so begabter, Wirtschaft zu treiben, je mehr diejenigen Organe ausgebildet sind, denen wir den Namen Gliedmaßen geben. Nun gibt es in der mit Bewußtsein begabten Welt kein zweites Wesen, dessen Gliedmaßen so ausgebildet sind wie die des Menschen. Mit der menschlichen Hand kann sich selbst die Hand des Affen nicht vergleichen. Die Hand des Menschen übertrifft alle entsprechenden Gliedmaßen anderer tierischer Wesen in der Zahl und Anordnung der Teile, die beweglich sind; infolgedessen kann der Mensch mit ihr die größte Zahl kunstreicher Griffe ausführen. Außerdem hat der Mensch vor den Vierfüßlern voraus, daß er seine vorderen Gliedmaßen stets zur freien Verfügung hat, was bei keinem Vierfüßler in gleichem Maße der Fall ist, und noch weniger beim Vogel, der seine Klauen viel mehr zum Sitzen gebraucht bzw. um sich auf sie zu stützen, als zum Fassen, und die Flügel nur zum Fliegen oder höchstens noch zum Schlagen gebrauchen kann. Viele Nagetiere, wie z. B. gerade das Eichhörnchen, haben beim Sitzen einen sehr freien Gebrauch ihrer vorderen Gliedmaßen, sobald sie sich aber fortbewegen wollen, müssen sie sie entweder gleichfalls als Füße gebrauchen oder sind in ihrem Gebrauch äußerst beengt. Aehnlich der Affe. Er bedarf beim Gehen und Laufen auch der Arme als Stützmittel und unterscheidet sie namentlich beim Laufen sehr wenig von den hinteren Gliedmaßen. Immerhin kommt der Affe und manches andere höhere Tier in der Fähigkeit, Gegenstände zu ergreifen und zu bearbeiten, dem Menschen ziemlich nahe. Es gibt Tiere genug, die sich aufrichten und im Sitzen ihre Nahrung verzehren, ja sogar damit spielen können. Doch ist es merkwürdig, daß alle diese Tiere, wie geeignet auch ihre Gliedmaßen für wirtschaftliche Tätigkeit

sein mögen, außerordentlich wenig Wirtschaft treiben, und daß, was man an Wirtschaft bei ihnen findet, nur solche von ganz roher Art ist. Der Vogel baut sein meist sehr einfaches Nest, andere Tiere sammeln zu gewissen Zeiten Früchte, die ihnen als Nahrung dienen, damit aber ist in der Tierwelt die Sache zu Ende. Wir können dabei nicht einmal eine Einteilung machen, die mit der sonstigen Klassifizierung der Tierwelt zusammenfiele. Tiere, die den unteren Klassen angehören, wie z. B. verschiedene Insekten, treiben, soweit das Wort hier überhaupt zutrifft, eine weit ausgebildetere Wirtschaft als selbst die höchststehenden Säugetiere, immer den Menschen ausgenommen. Das sonst so hochstehende und so interessante Säugetier, der Affe, steht, wie schon angedeutet, im Punkte Wirtschaft außerordentlich tief. Trotz der großen körperlichen Kraft, die einige Affenarten haben, und trotz ihrer entwickelten Hand fällt es ihnen absolut nicht ein, irgend etwas zu tun, wodurch sie ihren Bedürfnissen vorsorgend Abhilfe schüfen, obgleich sie infolge mangels solcher Vorsorge sich doch zeitweise nicht geringen Entbehrungen gegenübersehen. Auf jene Verrichtung aber, die in der Menschenwelt für Wirtschaft und Kultur vielleicht die größte Revolution hervorgebracht hat, die die Menschen jemals erlebt haben, auf die Herstellung oder auch nur Erhaltung des Feuers, ist kein einziges Tier, selbst nicht einmal der höchstentwickelte Affe, verfallen, obgleich der Affe, wie andere Tiere, sich gern am Feuer wärmt. Affen ahmen alle möglichen Verrichtungen des Menschen nach, auf das Wirtschaften verfallen sie aber trotzdem nicht.

4. Die geistigen Erfordernisse des Wirtschaftens.

Aus alledem geht hervor, daß zu den körperlichen Eigenschaften noch geistige hinzukommen müssen, damit ein Wirtschaften stattfinde. Selbst bei den niederen Tieren, die Wirtschaft treiben, müssen wir annehmen, daß sich bei ihnen ein gewisser Verstand herausgebildet hat, der sie lehrte, diese oder jene Verrichtung vorzunehmen. Wieweit sie dabei einer Ueberlegung folgen oder durch Instinkt getrieben werden, läßt sich manchmal recht schwer beurteilen. Erst neuerdings ist man dazu übergegangen, bei den hochentwickelten Bienen hierauf gerichtete Versuche anzustellen, und hat gefunden, daß die Bienen viel unintelligenter sind als früher geglaubt wurde, daß sie bei ihrem Arbeiten wirklich in hohem Grade nur einem Instinkt bzw. einem für sie als Muß wirkenden Trieb

folgen und nicht irgendwelcher nennenswerten Ueberlegung. Jedoch muß man mit dem Wort „Instinkt" nicht die Vorstellung von einer Eingebung verbinden, die der betreffenden Tierart von Anfang an geschenkt wurde; was wir Instinkt nennen ist vielmehr Gewohnheit, die von irgend welchen Vorfahren oder früheren Arten, von denen die betreffende Tierart abstammt, unter irgend welchen Umständen, die ihnen wahrscheinlich durch bestimmte Verhältnisse aufgezwungen wurden, durch lange Uebung erworben und weiter vererbt wurde. Auch wir Menschen tun vieles instinktiv, ohne irgendwie zu überlegen. Wenn uns jemand ins Auge greift, so denken wir nicht erst nach, wie wir dies wertvolle Organ schützen sollen, sondern schließen ohne weiteres das Auge zu; erst später werden wir uns des Vorganges bewußt. Solches Tun nennen wir instinktives Handeln. Es beruht auf ererbter Gepflogenheit, die sich im Gehirn festgesetzt hat bzw. deren Antrieb im Gehirn sitzt und sofort funktioniert, wenn eine Gefährdung des Auges sich zeigt, ehe noch unser Bewußtsein den Vorgang registriert und wir imstande sind, uns Rechenschaft über ihn abzulegen. Unser Bewußtseinsapparat arbeitet eben viel langsamer als unser Empfindungsapparat. Es ist anzunehmen, daß ein großer Teil der Tiere, die wirtschaften, dabei weniger einer verstandesmäßigen Ueberlegung folgen als einem Instinkt; sie setzen nämlich, wie man ermittelt hat, ihre betreffende Tätigkeit auch dann noch fort, wenn sie für sie gar keinen Zweck mehr hat, unter Umständen, wo der mit Vernunft begabte Mensch nicht mehr wirtschaften würde. Ich weiß nicht, ob die Bienen noch lange Honig fabrizieren würden, wenn sie imstande wären, irgend welche Konsequenzen daraus zu ziehen, daß der Mensch ihnen den Honig regelmäßig doch wegnimmt. Das sollten sie aber, sofern sie überhaupt nach Ueberlegung handelten, durch die jahrtausendlange Erfahrung schließlich gelernt haben. Indes fabrizieren sie, wie schon bemerkt, den Honig, weil sie gar nicht anders können.

Soviel steht also fest, es müssen gewisse geistige Anlagen vorhanden sein, entweder auf Grund von Vererbung oder auf Grund der Fähigkeit, überhaupt zu begreifen und den Gedanken der Vorsorge zu fassen, ehe Wesen Wirtschaft treiben werden. Die erforderten geistigen Eigenschaften sind erstens das Vermögen der Beobachtung und zweitens ein mehr oder weniger entwickeltes Verständnis für Ursache und Wirkung. Es wird niemand, der nicht durch Instinkt dazu angehalten wird, Wirtschaft treiben, bevor er nicht Erfahrungen gesammelt hat,

die ihm sagen, es ist sehr zweifelhaft, ob du immer das finden wirst, was du brauchst, und zu dieser Erfahrung gelangt er nur durch die Fähigkeit, Ursache und Wirkung zu unterscheiden. Und wenn die Wirtschaft eine höhere Form annehmen soll, dann muß das betreffende Wesen auch die Fähigkeit haben, Bedürfnisse zu entwickeln, die es nicht von vornherein schon als ererbt mit auf die Welt gebracht hat. Es muß nicht nur dem ererbten Bedürfnis folgen, sondern es muß auch gegebenenfalls seine Bedürfnisse zu steigern vermögen, was noch kein Wesen außer dem Menschen aus eigener Initiative fertigbekommen hat. Schließlich kommt auf einer höheren Stufe noch dazu, daß man die Fähigkeit haben muß, sich selbständig Zwecke zu setzen. Das Raubtier, das auf die Lauer geht, verfolgt ja auch einen Zweck; wenn z. B. die Katze der Maus nachstöbert, hat sie sicher einen Zweck im Auge, aber wir können nicht sagen, daß sie sich diesen Zweck selbst gesetzt hat. Sie folgt nur einer Gewohnheit, einem eingewurzelten Trieb. Selbst sich einen Zweck zu setzen, das ist vor allem notwendig, um Wirtschaft in irgendeinem nennenswerten Maße auf eine höhere Stufe hinauf entwickeln zu können, und das kann nur der Mensch.

5. Arbeit und Werkzeug.

Jede durch einen bestimmten Zweck diktierte Tätigkeit, die nicht schon in ihrer Verrichtung selbst den Zweck erschöpft, nennen wir Arbeit im sozialwissenschaftlichen Sinne dieses Wortes. Die Arbeit ist die Grundbedingung aller Wirtschaft. Nicht jede Tätigkeit ist solche Arbeit. Eine Tätigkeit z. B., die wir nur zu einem uns unbewußten Zweck, der in uns liegt und uns treibt, verrichten oder der wir uns hingeben, um durch sie schlechtweg ein in uns liegendes Bedürfnis zu befriedigen, ist Beschäftigung, aber nicht Arbeit. Wenn ich spazieren gehe, so übe ich eine Tätigkeit aus, aber ich verrichte nicht Arbeit; es mag mich noch so sehr ermüden, es ist darum noch keine Arbeit, außer etwa in rein physiologischem oder mechanischem Sinne. Ich ermüde mich für keinen anderen Zweck, als um mir selbst durch das Gehen einen Genuß zu bereiten. Ganz anders, wenn mir das Zurücklegen des Weges durch einen Zweck auferlegt wurde, der mit dem Gehen selbst nichts zu tun hat wie z. B. durch die Notwendigkeit, irgend etwas abzuliefern oder eine Botschaft auszurichten; dann ist das Gehen Arbeit, auch wenn ich dabei ein gewisses Vergnügen empfinde. Oder nehmen wir das Tanzen! Es ermüdet gewiß

auf die Dauer sehr, ist aber damit allein noch nicht Arbeit, es wird erst Arbeit, wenn es vollzogen wird zu einem Zweck, der mit dem Tanzen selbst nichts direkt zu tun hat. Wenn ich heute zu meinem Vergnügen die ganze Nacht hindurch tanze, dann verrichte ich nicht Arbeit, mag ich noch so sehr dabei schwitzen. Aber wenn jemand als Tänzer für seinen Lebensunterhalt auftritt, sei es auch nur jeweilig eine halbe Stunde, dann verrichtet er, sozial betrachtet, Arbeit. Und so ist es mit jeder anderen Beschäftigung. Es gibt viele Beschäftigungen, die mit erheblicher Kraftausgabe verbunden sind, große Anstrengungen erheischen, aber es muß stets erst ein weiterer, ein außer ihnen liegender Zweck sie bestimmen, ehe wir bei ihnen von Arbeit sprechen können. Das trifft nun bei allem wirtschaftlichen Tun zu. Bei jeder wirtschaftlichen Tätigkeit ist mindestens im Keim ein Stück Arbeit vertreten, weil die Wirtschaft niemals bloß einen unmittelbaren Genuß, sondern immer auch einen weiter hinausliegenden Zweck im Auge hat, einen Zweck, der nicht in der Tätigkeit selbst schon befriedigt wird. So ist also die Fähigkeit, sich Zwecke zu setzen und zu diesen Zwecken Arbeit zu entfalten, eine der wesentlichsten Grundbedingungen des Wirtschaftens. Alle Wirtschaft beruht auf solcher Arbeit.

Sehen wir uns nun das Arbeiten näher an. Wie wird Arbeit verrichtet? Nehmen wir zunächst das arbeitende Tier. Alle Tiere, die wir als Arbeiter irgend welcher Art kennen, arbeiten, sofern ihnen nicht der Mensch anderes aufzwingt, lediglich mit denjenigen Organen, die sie mit auf die Welt gebracht oder die sich mit ihrer körperlichen Entwicklung bei ihnen selbst entwickelt haben, die ganz und gar zu ihrem Körper gehören. Es gibt kein Tier, das anders arbeitet. Viele Tiere verstehen ihre Gliedmaßen sehr geschickt zu gewissen, recht komplizierten Arbeiten zu benutzen. Denken wir z. B. an den Biber, wie er sich seinen kunstvollen Bau errichtet, oder mit welchem Geschick mancher Vogel sich sein Nest baut! Das ist gewiß jedesmal auch schon ein achtbares Stück Arbeit. Aber Vogel wie Biber wären zur Arbeit unfähig, wenn von dem einen der Schnabel, von dem anderen die Zähne gewisse starke Beschädigungen erlitten hätten. Sie, wie alle Tiere, nehmen ihre Organe so, wie sie sie vorfinden. Keines denkt daran, sie zu ergänzen. Das einzige Lebewesen, das es verstanden hat, seine Organe selbst zu vervielfältigen, um sich dadurch zu höherer Arbeit oder Arbeitsleistung zu befähigen, ist der Mensch, und diese Vervielfältigung der natürlichen Organe geschah vermittels des Werkzeuges. Der Mensch hat es verstanden, Werkzeuge erst so, wie sie die Natur ihm darbot, zu ergreifen, dann sie aber aus dem Naturmaterial herzurichten, um mit ihrer Hilfe seine eigenen Organe wirksamer zu gestalten, entweder indem durch das Werkzeug das eine oder andere seiner Organe gewissermaßen verlängert ward — so verlängert der Stock den Arm — oder indem das Organ um Gliedervermehrt wurde, etwa wie die Hand durch das Spinnrad neue Finger erhielt, oder indem Glieder selbst verfeinert wurden, wie die Schreibfeder den Finger verfeinert. All das ist dann auf die verschiedenste Weise kombiniert worden, und heute spielt bei der menschlichen Arbeit das Werkzeug die allergrößte Rolle, wenn auch die Hand dabei niemals ganz entbehrt werden kann. Das Werkzeug kennzeichnet den großen Unterschied des menschlichen Arbeitens vom Arbeiten der Tiere.

Was ist aber nun, wenn wir in die Frage tiefer eindringen wollen, der wirtschaftliche Zweck des Werkzeuges? In welcher Absicht bedient sich der Mensch des Werkzeuges bei der Arbeit? Das scheint eine sehr einfache Frage, und doch birgt sie eine ganze Reihe von Erklärungsgründen. Die am nächsten liegende Antwort wäre wohl die, daß man sagte, das Werkzeug hat den Zweck, die Arbeit zu erleichtern. Das ist für die Urzeit auch kaum falsch, aber es erschöpft die Sache bei weitem nicht. Gewiß, um bei der Arbeit unterstützt zu werden, schuf sich der Mensch das Werkzeug. Aber es kommt dabei noch ein zweiter Zweck in Betracht, der gerade für unser Thema der wichtigere ist. Unter dem wirtschaftlichen Gesichtspunkt ist der Zweck der Benutzung des Werkzeuges der, die Arbeit, die der Mensch verrichtet, ergiebiger zu gestalten, d. h. das Resultat aus Arbeitsaufwand und Arbeitswirkung zu **erhöhen.** Drücken wir es so aus, so treffen wir damit den hauptsächlichsten wirtschaftlichen Zweck des Werkzeuges bis in alle seine kompliziertesten, modernsten Formen hinein. Das Werkzeug hat allerdings auch, wie vorher erwähnt, den Zweck, dem Menschen Arbeiten möglich zu machen, die er sonst überhaupt nicht verrichten könnte; aber das trifft mehr die technologische Seite der Frage.*) Wirtschaftlich ist dagegen der entscheidende Gesichtspunkt der, wie das Werkzeug das Verhältnis von Arbeitsaufwand zu Arbeitswirkung oder Arbeitsprodukt gestaltet. Erhöhung des Arbeitsproduktes im Ver-

*) Hierher gehört auch der Zweck gewisser Werkzeuge, feinere und genauere Arbeit möglich zu machen, als Hand und Finger des Menschen allein fertig bringen könnten.

hältnis zum Arbeitsaufwand nennen wir daher die größere *Wirtschaftlichkeit der Arbeit*. In dem Begriff der Wirtschaftlichkeit liegt stets das Moment der Einteilung und Verwendung von Wirtschaftselementen — von Stoffen und Kräften — eingeschlossen. Je zweckmäßiger in Hinblick auf Steigerung des Resultates Stoffe und Kräfte verwendet werden, um so größer die Wirtschaftlichkeit.

5. Die Elemente der Arbeit. — Der menschliche Körper als Arbeitsmaschine.

Nun kann man den Gedanken noch weiter verfolgen und das Moment der Wirtschaftlichkeit noch klarer und begreiflicher machen. Es ist von lange her als eine Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung betrachtet worden, es dahin zu bringen, daß wir die Unterscheidungen, die wir machen, durch ein einfaches Zahlenverhältnis ausdrücken können. Das wirtschaftliche Leben zeigt uns aber eine große Vielheit von Tätigkeitsarten, die sich auf den ersten Blick so sehr durch ihre Eigenschaften unterscheiden, daß es schier unmöglich erscheint, sie auf ein bloßes Zahlenverhältnis zueinander zu bringen. Wie verschieden ist nicht bloß die Arbeit des Maurers von der des Zimmerers oder gar des Schriftsetzers. Wenn es nun ein Mittel gäbe, vermöge dessen wir diese Arbeiten derart in elementare Einzelteile auflösen könnten, daß sie sich völlig durch ein Zahlenverhältnis in Vergleich stellen ließen, dann könnten wir erst mit Recht von einer wissenschaftlichen Feststellung des Verhältnisses dieser Arbeiten zueinander sprechen. Wir wissen ja so ziemlich alle, was, dem Gegenstand nach, Maurerarbeit, Zimmererarbeit, Schriftsetzerarbeit ist, aber wir kennen sie damit doch nur erst äußerlich, können sie noch in kein Verhältnis zueinander setzen, das nicht auf mehr oder weniger willkürlicher Schätzung beruhte. Diese äußerliche, von der fachtechnischen Verrichtung ausgehende Vergleichung liefert z. B. keinen wissenschaftlichen Maßstab, der uns sagte, mit welchem Recht etwa der Schriftsetzer diesen und der Maurer jenen Lohn für seine Arbeit erhalten. Und tatsächlich bestimmt der Lohn sich heute durch ziemlich zufällige Umstände: durch überkommene Lebensgewohnheiten, durch gesellschaftliche Machtverhältnisse, durch die Kraft der Organisationen und ähnliches mehr. Eine wissenschaftliche Begründung für die faktische Lohnhöhe können wir damit noch nicht liefern, wir können nur erklären, wieso es kam, daß die Löhne sich so ge-

stalteten, wie wir sie kennen. Und doch gibt es ein Element in der Arbeit selbst, das uns ermöglicht, Arbeit verschiedenster Art in ein Gleichheitsverhältnis zueinander zu setzen: dies ist das Maß der bei der Arbeit aufgewendeten Summe von Kraft bzw. Energie.*) Dieses Maß ist allerdings heute noch sehr schwer festzustellen, aber wir sind immerhin zu der Annahme berechtigt, daß die Wissenschaft eines Tages dahin kommen wird, jeden menschlichen Arbeitsaufwand aufzulösen in eine Summe von kleinsten Krafteinheiten, die aller Arbeit gemeinsam sind. Ein jeder wird schon davon gelesen haben, daß bei Dampf- und anderen Maschinen irgend welcher Art heute die Kraftausgabe schon ganz genau bis auf die kleinsten Bruchteile gemessen wird und daß wir für diese Berechnung ganz bestimmte Maßstäbe und äußerst feine Werkzeuge haben. Die Mechaniker gehen dabei von der Kraft bzw. Energie aus, die erforderlich ist, ein Kilogramm einen Meter hoch zu heben. Sie bildet für die Maschinentechnik die Krafteinheit, die Elektrotechnik hat aber für ihre feineren Apparate unendlich viel feinere Maßstäbe, und an solchen Kraftmaschinen können wir vielleicht auch einmal die von Menschen geleistete Arbeit berechnen. Man wird sagen, dabei bleibe ja aber die Qualität der Arbeit unberücksichtigt. Indes vielleicht werden wir auch noch dahin kommen, auch die geistige Arbeitsleistung in Kraftelemente aufzulösen. Die Nerventätigkeit müssen wir eben genau so wie die Muskeltätigkeit, die ohnehin stets zugleich Nervenarbeit ist, als eine Verausgabung oder Umwandlung von Energie betrachten. Es sind denn auch schon viele sehr interessante wissenschaftliche Experimente gemacht worden, sie, wie jene, auf die mit ihr verbundene Kraftausgabe zu unter-

*) Unter *Energie* wird in der Naturwissenschaft die Fähigkeit verstanden, Bewegung zu erwirken, anzuhalten oder zu verändern, also, um einfache Beispiele zu wählen, eine Kugel ins Rollen oder ein Rad zur Umdrehung zu bringen, den Fall eines Steins oder das Schwingen eines Pendels zu unterbrechen, Ausdehnung oder Zusammenziehung von Stoffen hervorzurufen und dergleichen. Man unterscheidet demgemäß verschiedene Formen von Energie, von denen die eine in die andere übergehen kann, während die Summe der im Weltall vorhandenen Energie weder eine Verminderung noch eine Vermehrung erfährt, sondern — wie zuerst Robert Mayer 1842 experimentell festgestellt hat — sich beständig gleich bleibt. Früher gebrauchte man auch für Energie den Ausdruck *Kraft*, was aber zu allerhand irrigen Vorstellungen verleitete, so daß *Kraft* heute nur noch in der eigentlichen Mechanik für die Bezeichnung bestimmter Formen von Energie, wie Druckkraft, Stoßkraft, Flugkraft usw. gebraucht wird. Kraft ist immer Energie, aber nicht alle Energie äußert sich in Form von Kraft.

suchen. Man kann den Menschen, wie überhaupt jedes Lebewesen, als eine Art Kraftmaschine auffassen, in der jeweilig so und so viele Kraftelemente oder Energieelemente in irgendeiner Form, etwa als Nervenkraft in den Ganglienzellen von Gehirn, Rückenmark und ihren Ausläufern oder in den Blutkörperchen aufgespeichert sind. Und diese Maschine, die eine gewisse Summe von Energie ausgibt, wenn sie arbeitet, muß, wie jede andere Maschine, gespeist werden, damit die verausgabte Energie wieder ersetzt werde. Es ist sowohl für die theoretische Auseinandersetzung wie auch für das praktische Leben von der allergrößten Wichtigkeit, sich das gegenwärtig zu halten. Wenn der Mensch bei der Arbeit andauernd mehr Energie verausgabt, als er in anderer Form einnimmt, so verkümmert er. Die wichtigste Form der Ersetzung von Energie ist die Ernährung. Aber auch das Obdach spielt hier eine Rolle, denn es findet auch dann unverhältnismäßige Kraftverausgabung statt, wenn der Mensch längere Zeit einer gewissen Kälte ausgesetzt ist; Wärme ist ja nur eine andere Form von Energie, und mit der Wärme, die der Körper abgibt, gibt er einfach so und so viel Energie hinweg. Kurz, jede Ausgabe von Arbeitskraft muß wieder ersetzt werden in Form von Nahrung, Obdach und so weiter, und wo das nicht in zureichendem Maße geschieht, wo keine der Verausgabung entsprechende Zuwendung erfolgt, da geht das Individuum vorzeitig zugrunde.*) Der Mensch, der überarbeitet wird, der nicht entsprechende Zufuhr von Nahrung, nicht entsprechenden Schlaf hat, verliert seine Arbeitsfähigkeit, er erschöpft sich und schließlich tritt vorzeitiger Tod ein. Auch in unserem eigenen Körper muß ein Ausgleich stattfinden, muß eine Wirtschaftlichkeit im Verfügen über unsere Kräfte eingehalten werden, wenn

*) Nach dem berühmten Physiker Clausius entsprechen 424 Kilogrammeter Arbeit, d. h. der Energieaufwand, der erforderlich ist, ein Kilogramm Masse irgend welcher Art 424 Meter oder 424 Kilogramm Masse einen Meter zu heben, einer Wärmeeinheit oder Kalorie — nämlich demjenigen Wärmeaufwand, der in der Ebene erforderlich ist, ein Kilogramm Wasser um einen Grad Celsius zu erwärmen. Clausius nennt diese Arbeitsmenge ein Werk. Es ist nun berechnet worden, daß ein erwachsener Mann, wenn er täglich arbeitet, an Muskelarbeit etwa 500 solcher Werke pro Tag verrichten kann, ohne viel Schaden zu leiden. Sie entziehen bei der Arbeit dem Körper ebensoviel Wärmeeinheiten. Neben dem Ersatz für diejenige Wärme, die der arbeitende Mensch beim Atmen aufwendet und in Gestalt von Verdunstung und Ausstrahlung an die umgebende Luft abgibt, muß er also gegebenenfalls noch 500 Kalorien zu sich nehmen, um seinen Körper nicht vorzeitig abzurackern.

wir leben, kräftig bleiben, uns entwickeln sollen. Das fühlt jeder instinktiv an sich selbst, er begreift es heute ohne weiteres, es ist aber nicht immer ohne weiteres begriffen worden. Es hat in der Geschichte sehr viel Verwüstung von Menschenleben stattgefunden, ganze Generationen sind zugrunde gegangen, weil man das Prinzip außer acht gelassen hat, daß für jede Ausgabe von Energie entsprechender Ersatz zugeführt werden muß.

Und nun können wir zurückkehren zu unserem Ausgangspunkt, wo ich sagte, daß die Natur gewisse Bedingungen erfüllen muß, wenn Arbeit möglich sein soll. Mit unseren heutigen sehr entwickelten Werkzeugen können wir zwar leben und genießen, wo kein Wilder existieren könnte, aber Grenzen gibt es natürlich da auch für uns. Auf einer kohlen Felseninsel können uns selbst die besten Maschinen nichts nützen. Denn was wir auch anfangen wollten, es würde, um aus den Felsen und auf ihnen Daseinsmöglichkeiten herzustellen, ein Kraftaufwand nötig sein, der in gar keinem Verhältnis stände zu dem zu erzielenden Resultat. Wie denn der Mensch überall dort zugrunde gehen wird, wo nicht die Möglichkeit gegeben ist, Arbeitsaufwand und Arbeitswirkung in ein solches Verhältnis zueinander zu bringen, daß mindestens die Arbeitswirkung mit einem Plus für Nahrung und Obdach wieder herstellt, was bei der Arbeit an Kraft verausgabt wurde. Darin nun, daß dies Verhältnis erzielt und daß es gesteigert wurde, das heißt, daß das erzielte Produkt im Verhältnis zum Arbeitsaufwand immer größer wurde — darin drückt sich der ganze wirtschaftliche Fortschritt und mit ihm der ganze Kulturfortschritt der Menschheit aus.

Mit dieser Feststellung wären wir sozusagen am Ende unserer Kennzeichnung der rein mechanischen Wirtschaftsbedingungen. Es verbietet sich, auf die Mechanik der Arbeit hier näher einzugehen. Die Mechanik ist die Lehre von den Energien, und was ich hier entwickelt habe, daß bei jeder Arbeit, die wirtschaftlich sein soll, ein Verhältnis stattfinden muß zwischen Kraftausgabe und Krafteinnahme, das ist eine aus der Wissenschaft der Mechanik des menschlichen Körpers gewonnene Erkenntnis. Unser ganzes körperliches Leben läßt sich zuletzt in mechanische Vorgänge auflösen, und damit ist die Möglichkeit gegeben, es in mathematischen Größen, d. h. in Zahlen oder Zahlenwerten auszudrücken.

* * *

Wir haben gesehen, es müssen Organe vorhanden sein, Arbeit zu entfalten, es müssen Geistesfähigkeiten da sein, den Begriff der Wirtschaft, sei es auch erst nur in seinen einfachsten Formen, zu fassen, sowie die geistige Fähigkeit, sich Zwecke zu setzen, Ursache und Wirkung in immer höherem Grade zu unterscheiden. Auch das Tier unterscheidet in seiner Art Ursache und Wirkung; es weiß z. B. ganz gut, daß, wenn sich im Gebüsch etwas regt, im nächsten Augenblick ein Feind hervorkommen kann; es setzt sich also, sobald es dies bemerkt, zur Wehr oder es flieht. Das tut das eine Tier instinktiv, andere, die auf höherer Entwicklungsstufe angelangt sind, schon aus Erfahrung. Aber das Tier weiß selten einen Unterschied zu machen zwischen wirklicher Ursache und bloßer Begleiterscheinung. Es nimmt in der Regel das eine für das andere, etwa das Rascheln des Laubes, das ja nur Begleiterscheinung des Nahens des Feindes ist, für dessen Ursache, und ähnliches mehr. In höherer Form unterscheidet der Hund Ursache und Wirkung, der da weiß, daß, wenn er eine bestimmte Handlung begeht, er dafür geprügelt wird und sie darum unterläßt. Sein Benehmen zeigt, daß er schärfer als andere Tiere, die sich durch Strafen von gewissen Handlungen abhalten lassen, die Ursache der Strafe unterscheidet. Trotzdem bleibt auch des Hundes Verständnis für Ursachen sehr an der Oberfläche. Das tiefere Eindringen in die Zusammenhänge von Ursache und Wirkung ist eine spezifische Eigentümlichkeit des menschlichen Geistes und befähigt den Menschen, seine Wirtschaft zu immer höherer Form zu entwickeln. Wie aber geschieht das? So können wir mit der bekannten Formel des Lutherischen Katechismus fragen. Und das führt uns auf weitere Grundbedingungen des Wirtschaftslebens.

7. Organisation und Teilung der Arbeit.

Zur Wirtschaft in dem Sinne, den wir oben gewonnen haben, nämlich zur Sicherung eines günstigen Verhältnisses zwischen Aufwand an Arbeit und Ertrag gehört die Einhaltung einer ganzen Reihe von Regeln. Zunächst, was ja eigentlich selbstverständlich ist und nur eine Wiederholung zu sein scheint, eine zweckmäßige Organisation und Verteilung der Arbeit. Auch wenn ein Mensch allein arbeitet, leitet, je nachdem die Arbeit beschaffen ist, sein Geist diese Arbeit und organisiert sie. Was heißt Organisation der Arbeit? Es heißt Anordnung der Vornahme der Verrichtungen, die zusammen das

Ganze der betreffenden Arbeit bilden, bzw. Einteilung der Reihenfolge in der Vornahme dieser Verrichtungen nach Maßgabe der für die Ergiebigkeit der Arbeit in Betracht kommenden Umstände. Die Organisation der Arbeit ist auf diese Weise eng verwandt der Arbeitsteilung, sie hat diese zu ihrer Grundlage. Nun gibt es jedoch aber verschiedene Formen von Arbeitsteilung, und die Menschen haben lange Zeit gebraucht, sich ihrer bewußt zu werden. Nehmen wir als erste die technologische Arbeitsteilung, die Einteilung oder Zergliederung der Arbeit nach den Einzelverrichtungen, aus denen sie sich zusammensetzt. Wie sind die Menschen auf sie gekommen? Die Frage führt uns zurück auf die ersten Formen menschlichen Wirtschaftslebens. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Menschen zuerst nicht viel anders gelebt haben werden als die hochentwickelten Affen, in Herden, die Früchte pflückten, Fische fingen und jagdbaren Tieren nachstellten, so ist es klar, daß da von einer geregelten Arbeitsteilung wahrscheinlich wenig die Rede war. Es wird zunächst wohl jeder das gleiche wie alle anderen getrieben haben, wenn auch vielleicht nicht zu gleicher Zeit. Bald mag der eine gefischt und der andere Früchte gesucht haben, bald umgekehrt. Das war natürlich noch keine Arbeitsteilung. Arbeitsteilung ist erst dort vorhanden, wo die Arbeit systematisch eingeteilt wird, etwa nach den verschiedenen Eigenschaften der Arbeitenden, so daß jeder möglichst das tut, wozu er am befähigtesten ist. Es hat lange gedauert, bis die Menschheit zu dieser Art Arbeitsteilung überging, und sie ist auch nicht die erste Form der Arbeitsteilung. Wilde Völkerschaften befolgen diesen Gesichtspunkt ganz und gar nicht, sie haben auch nicht den Begriff der Wirtschaftlichkeit oder nur erst ganz unklare Vorstellungen von ihr. Bei den Urvölkern tritt die erste Arbeitsteilung aus ganz anderen Gründen oder Rücksichten ein; zunächst wahrscheinlich überall unter dem Gesichtspunkt der verschiedenartigen Stellung der Geschlechter. Man hat ja auch von einer Arbeitsteilung bei der Zeugung gesprochen, aber mit Unrecht, denn der Zeugungsakt ist keine Arbeit. Bei ihm liegt bloß Teilung der Funktionen vor, die sich jedoch dadurch über den Zeugungs- und Geburtsakt hinaus erstreckt, daß es die Frau ist, die das Kind säugt und in den ersten Jahren überwacht. Infolgedessen fiel, als man anfing, sich seßhaft zu machen, der Frau die Besorgung des Hauses und was damit zusammenhängt, zu. Der Mann ging auf die Jagd, und als man dazu überging, Ackerbau zu treiben, wurde der Frau die Arbeit der Be-

ackerung des Bodens überlassen, nicht weil sie geschickter dazu war, sondern weil ihre sonstige Tätigkeit es mit sich brachte. Selbst als schon lange nicht mehr die Jagd Hauptnahrungsquelle war, blieb der Frau bei vielen Völkern die mühselige Arbeit der Beackerung des Bodens überlassen. Man fragte nicht, ob die Frau körperlich zum Ackerbau geeigneter sei als der Mann. Die Idee, die Arbeit durch Einteilung nach Anlage und Geschick wirtschaftlich zu gestalten, lag bei den ersten Uebergängen zur Arbeitsteilung dem Bewußtsein der Menschen nicht zugrunde. Ist sie doch selbst heute noch für große Gebiete der Arbeitsverteilung fast einflußlos.

Erst verhältnismäßig spät haben die Menschen herausgefunden, daß man die Arbeit, wenn man sie zerlegt und nach Anlage oder Geschick verteilt, bedeutend produktiver gestalten, d. h. die Arbeitswirkung in ein umso besseres Verhältnis zum Arbeitsaufwand bringen kann. Wenn ich jemand heute, sei er noch so geschickt, hinsetzen, ihm Leder und eine Anzahl Werkzeuge geben und sagen würde: Verfertige nun einmal ein Dutzend Paar Schuhe, — so weiß jeder, daß selbst der Geschickteste mehr Zeit dazu brauchen würde, als dafür aufgewendet würde, wenn wir diese Arbeit etwa in zwölf Teilarbeiten zerlegten und zwölf Menschen, auch wenn sie weniger geschickt sind, beauftragten, jeder je vierundzwanzigmal dieselbe auf ihn entfallende Teilarbeit zu verrichten. Das war aber, wie gesagt, nicht die früheste Form der Arbeitsteilung. Man hat vielmehr damit angefangen, die Arbeitsteilung nach der Art der *Produkte* vorzunehmen. Ursprünglich verfertigte wahrscheinlich jeder Mensch fast alles für den eigenen Gebrauch Benötigte selbst. Dann fand die angedeutete Arbeitsteilung statt zwischen Mann und Frau, und erst sehr viel später, erst als die Menschen in größerer Zahl zusammen lebten und damit die Geschicklichkeit einzelner, besondere Gegenstände anzufertigen bzw. besondere Arbeiten zu verrichten, für die Gemeinschaft von Bedeutung wurde, ist man dazu übergegangen, diesen die betreffenden Arbeiten zu überlassen oder zu übertragen, und daraus haben sich dann allmählich Berufe entwickelt, aber zuerst *nicht als Gewerbe*, sondern als *Aemter*. In der ursprünglichen Dorfgemeinschaft z. B. ist der Handwerker kein Geschäftsmann, sondern er verrichtet mit seiner Arbeit ein *Amt*, für das er von Gemeinschaftswegen in Naturalleistungen entschädigt wird; ähnlich in der Höfewirtschaft der ersten Feudalzeit. Das war berufliche Arbeitsteilung, wenn auch noch eine sehr einfache. Denn da

hat der Stellmacher den Wagen, der Schuhmacher die Fußbekleidung, der Schmied den Pflug mit allen seinen Teilen selbst hintereinanderweg hergestellt. Damit war jedoch eine berufliche Arbeitsteilung gegeben, und sie hat die Menschen in ihrer Entwicklung ungemein gefördert; bis man aber zu einer Zerlegung dieser Arbeiten in ihre Einzelbestandteile und zu einer Zuteilung dieser Teilarbeiten an verschiedene Menschen gelangte, mußten erst wieder viele Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende vergehen. Das ist aber dann ein ungeheuer wirksamer Faktor geworden, die Arbeit der Menschen immer produktiver zu machen, denn in dem Maße, als man die Arbeit zerlegte, ist man auch dazu gekommen, die anfangs sehr groben Werkzeuge in immer zweckmäßigerer Form herzustellen. Das Werkzeug wurde so abgeändert, daß man es in den verschiedenen Gestalten je nach der Spezialart von Arbeit, für die es bestimmt war, anfertigte. Auf Grund dieser Spezialisierung der Werkzeuge, die ja noch immer vor sich geht, gelang es dann, die Naturkräfte, Wind, Wasser, Dampf und schließlich die Elektrizität mit Hilfe von Maschinen in den Dienst der Arbeit zu spannen, die dem tierischen, pflanzlichen usw. Rohstoff die Form gibt. Je einfacher das Werkzeug und die mit ihm zu bewerkstelligende Arbeit ist, umso leichter kann diese Arbeit von einer durch Wind, Wasser, Dampf bewegten Maschine übernommen werden. Zerlegung der Arbeiten in einfache Handgriffe ermöglichte die ersten Maschinen in der Produktion; wo die Natur der Arbeit sie nicht zuläßt, dringt auch die Maschine nur sehr langsam oder selbst gar nicht ein. Auf einer weiteren Stufe der Entwicklung ist man zwar dazu gelangt, Maschinen herzustellen, die sehr komplizierte Arbeit verrichten, aber wenn wir sie genauer untersuchen, werden wir finden, daß sie alle sich auf immer weiter getriebene Zerlegung der Arbeit in ihre einfachsten Bestandteile aufbauen. Immer neue Zerlegung und auf ihr fußende immer neue Zusammenfassung, das ist das große Prinzip der modernen Maschinentechnik, wie es auch das Prinzip der auf der Arbeitsteilung beruhenden Betriebsorganisation ist.

8. Die geographische Arbeitsteilung.

Dies die *technische* Arbeitsteilung. Eine andere Art von Arbeitsteilung ist die *geographische*, d. h. die Verteilung der Erzeugung von Gütern nach Erdteilen oder Erdstrichen. Auch sie hat sich im Anfang von selbst ergeben, als vom Willen der Menschheit unabhängiges Naturgebot. Die Erde

liefert infolge von Unterschieden des Klimas, der Bodenbeschaffenheit und des Bodeninnern in ihren verschiedenen Teilen teils verschiedenartige Güter, teils gleichartige Güter in verschiedener Qualität und verschiedener Leichtigkeit der Beschaffung. Hier liegen gewisse Erze geradezu auf der Oberfläche und dort müssen sie mühsam aus der Tiefe gegraben werden. Hier finden sich Erze fast rein und dort nur in Vermischungen, deren Lösung viel Arbeit erfordert. Hier muß die Faser für gewisse Gewebe durch Anbau bestimmter Pflanzen beschafft werden, der Arbeit erheischt, und dort wird sie von der Natur fast umsonst geliefert. Auf Grund von all solchen Verschiedenheiten hat sich ganz naturgemäß eine Arbeitsteilung in dem Sinne ergeben, daß die Produktion bestimmter Gegenstände des menschlichen Bedarfs auf bestimmte Gebiete oder Distrikte beschränkt blieb, eine Arbeitsteilung, die wir zum Teil heute noch haben, gegen die aber heute vielfach gesündigt wird. Das Vernünftigste wäre z. B. gewiß, daß man die Erde überall das hervorbringen ließe, wozu die klimatischen und sonstigen natürlichen Umstände am günstigsten sind. Wir können z. B. mit unseren heutigen Mitteln der Technik auch in kälteren Klimaten in Gewächshäusern Weine hervorbringen, die eigentlich ein warmes Klima brauchen, und man tut es auch, aber es ist zumeist Luxusspielerei. Die Herstellung der nötigen Wärme für diese Gewächshäuser ist unendlich viel teurer, als wenn wir in südlichen Ländern, wo die Sonne ihre Strahlen vom Himmel heißer entsendet, den Wein in freier Natur herstellen lassen. Ebenso ist es mit einer ganzen Reihe anderer Produkte. Nehmen wir einen Artikel, der absolut notwendig ist, von dessen Bearbeitung allein viele Hunderttausende deutscher Arbeiter leben, die Baumwolle! Wir könnten zur Not auch bei uns Baumwolle erzeugen, nämlich ebenfalls in Gewächshäusern, aber was würde das für ein widersinniger Arbeitsaufwand sein, wo tropische Länder die Baumwolle fast umsonst hervorbringen. Ihre Erzeugung jenen Ländern zu überlassen ist ein selbstverständliches Gebot der Wirtschaftlichkeit. Wo die Erde besonders günstige Vorbedingungen anderer Art zur Arbeit bietet, wo sie z. B. leicht zu gewinnende Kohlen liefert, wo industriell verwertbare Wasserkraft reichlich vorhanden ist usw., da ziehen sich wiederum die Industrien der Verarbeitung und Weiterverarbeitung der Erdschätze gern hin. Bestimmte Arbeiten werden dort besser, billiger und leichter hergestellt als anderwärts. Dann ist auch oft der Mensch selbst Ursache, daß bestimmte Güter vorzugsweise in

bestimmten Ländern, Landgebieten oder selbst Ortschaften hergestellt werden, indem eine gewisse Geschicklichkeit zu diesen Arbeiten von Generation auf Generation ausgebildet und vererbt wird, bis sie in ihrer Art nirgends übertroffen werden kann. Auf diese Weise hat sich eine geographische Arbeitsteilung herausgebildet, die im Laufe der Zeit sich ändert, weil die Produktionsbedingungen sich ändern, weil z. B., was wir nicht vergessen wollen, die Technik heute verschiedentlich dahin gelangt ist, die Ungunst der Natur zu besiegen, klimatische, auf Handfertigkeiten usw. beruhende Unterschiede in hohem Grade auszugleichen und ähnliches mehr. Die aber immer noch vorhanden ist, und zu der die Menschheit vielleicht später in viel vernunftgemäßerer Form zurückkehren wird, als wir sie heute vor uns sehen.

9. Die soziale Arbeitsteilung nach Geschlecht, Alter und Klasse.

Eine weitere Form der Arbeitsteilung, die ich allerdings schon gestreift habe, ist die soziale Arbeitsteilung, d. h. die Arbeitsteilung nach gesellschaftlichen Rücksichten und Vorrechten. Ich habe vorhin schon die Arbeitsteilung nach Geschlechtern berührt und erwähnt, daß sie ursprünglich nicht auf Grund vernunftgemäßer Erwägungen vorgenommen wurde, bestimmt durch Untersuchungen darüber, zu welchen Arbeiten das eine Geschlecht nach Körperanlage usw. mehr als das andere geeignet sei und umgekehrt, sondern in Anknüpfung an die Teilung der Funktionen bei Stillung und Aufzucht der Kinder. Noch heute handeln die Menschen in diesem Punkte vielfach wie das Tier auf Grund ererbter Gewohnheit, noch heute ordnen sie ihr die Vernunft unter, noch heute finden wir eine sehr unsinnige Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau. Dieselben Menschen, die angeblich oder vermeintlich aus ästhetischen Gründen dagegen sind, daß Frauen sich dem Studium ernster Wissenschaften widmen, die die Beschäftigung der Frau mit medizinischen Arbeiten für ungehörig erklären, finden es nicht unweiblich, wenn Frauen die rohesten und schwersten Arbeiten verrichten, wie sie das z. B. noch sehr stark in der Haus- und Landwirtschaft tun müssen. Die Zuteilung solcher groben Arbeiten an Frauen ist eben ererbte Gewohnheit, und darum halten jene Menschen sie für natürlich und in der Ordnung. Außerdem aber spielt der Umstand für ihr Urteil eine Rolle, daß es Frauen der ärmeren Klassen sind, die jene groben Arbeiten verrichten. Die soziale Arbeitsteilung,

wie sie heute noch vorherrscht, verschiebt in solcher Weise vielfach die Gesichtspunkte. Eine wissenschaftlich rationelle, durch keinerlei Rücksicht auf althergebrachte Sitten getrübte Behandlung der Frage, für welche Art Arbeiten dies Geschlecht besser geeignet sei und für welche jenes, findet noch nicht in dem Maße statt, wie sie stattfinden sollte. Wir stehen unter dem Bann der geschichtlichen Ueberliefrung und vergessen, daß die Menschen in früheren Generationen in vielen Punkten nicht wirtschaftlichen Rücksichten oder gar Rücksichten der Gesundheitspflege gefolgt sind, sondern Vorurteilen aller Art und selbst auf Aberglauben beruhenden Sitten. Neben der Arbeitsteilung nach Geschlechtern gibt es noch eine Arbeitsteilung nach Altersstufen. Selbstverständlich kann der Erwachsene in der vollen Blüte seiner Jahre bis zu einem gewissen Alter, wo ein Rückgang der Kräfte einsetzt, mehr leisten und kräftigere Arbeit verrichten, als etwa die Jugend und das Greisenalter. Daher haben die Menschen auch schon sehr früh in dieser Hinsicht eine gewisse Arbeitsteilung eintreten lassen. Aber auch dabei haben sie nur in sehr beschränktem Maße vernunftgemäße Maßstäbe anzulegen verstanden, und wenn man auf den ersten Stufen der Kultur die Kinder geschont hat, so vornehmlich deshalb, weil die Lebensansprüche überhaupt noch gering waren. Erst heute geht die Menschheit dazu über, das Arbeiten strenger nach Altersstufen einzuteilen und auf Grund wissenschaftlicher Erforschung der Bedingungen körperlicher und geistiger Entwicklung zu bestimmen, wann das Kind zu arbeiten anfangen soll und wie lang jeweilig seine Arbeitszeit sein darf. Hierbei haben wir ganz besonders zwischen Tätigkeit und Arbeit zu unterscheiden. Tätig sein soll das Kind schon früh, aber zur Arbeit soll es erst sehr allmählich angehalten werden. Heute ist man endlich dazu gelangt, die erzieherische Wirkung der möglichst freien Betätigung des Kindes zu erkennen. Dem Betätigungstrieb des Kindes sollte jeder mögliche Vorschub geleistet, jede mögliche Anleitung zuteil werden, die als Zwang empfundene Arbeit aber soll späteren Altersstufen verbleiben.

Die Arbeitsteilung nach Geschlechtern und Altersstufen erschöpft indes durchaus noch nicht das Gebiet der sozialen Arbeitsteilung. Wir haben vielmehr heute noch in hohem Grade eine Arbeitsteilung nach Klassen und unter Umständen auch noch nach Rassen.

Die Arbeitsteilung nach Klassen, d. h. nach der Zugehörigkeit zu bestimmten Klassen der Gesellschaft, beruht ebenfalls

vorwiegend auf historischer Ueberlieferung und ist das Ergebnis von Maßnahmen, bei denen die Menschen zum geringsten Teil sachgemäßen Erwägungen gefolgt sind, sondern wo Macht, Gewalt, Vorurteil und Gewohnheit entschieden. Heute haben wir allerdings formell Gewerbefreiheit, jeder hat nach dem Gesetz das Recht, jeden ihm zusagenden Beruf zu ergreifen. Faktisch aber haben wir noch immer in hohem Grade eine Berufs- und Arbeitsteilung nach Klassen, in die der einzelne hineingeboren oder durch sonstige Zufallsumstände gesetzt wird. In welcher Klasse jemand geboren ist, damit bringt er, möchte ich sagen den Quartierschein mit für bestimmte Arten von Arbeit. Wer in der einen Klasse geboren ist, wird Lohnarbeiter und muß als solcher eine Arbeit verrichten, die dem Geist wenig Betätigung übrig läßt, und wer in einer anderen Klasse geboren ist, für den ist heute noch sehr stark von vornherein die Bestimmung da für irgendwelche höheren Arbeiten oder Aemter, ob er sich zu ihnen nun besser eignet oder nicht. Noch bis in vorgeschrittene Zeiten hinein hat man es z. B. in verschiedenen Ländern Europas für ganz in der Ordnung gehalten, daß beim Heer die Söhne aus bestimmten Klassen ohne weiteres Offiziere wurden; sie brauchten gar nicht erst als Gemeine zu dienen, die Offiziersstellen waren einfach käuflich; man bezahlte eine gewisse Summe, und dann war der Betreffende Offizier. Nirgends hat sich diese Einrichtung so lange erhalten, wenn auch allerdings in etwas abgeänderten Formen, als in Preußen. Hier konnte bis jetzt der Mann aus dem Volke, der sich dem Militärberuf widmete, überhaupt nicht Offizier werden; er konnte es bis zum Vizefeldwebel bringen, dann aber war es, selbst wenn er noch so befähigt war, mit seinem Vorrücken zu Ende. Um Offizier werden zu können, mußte er vielmehr einer höheren Gesellschaftsklasse angehören. Ein klassisches Ueberbleibsel der alten feudalständischen Klassenscheidung, das indes namentlich deshalb munter fortleben konnte, weil es der tatsächlichen Klassenscheidung immer noch in hohem Grade entsprach. Denn im Wirtschaftsleben findet in unzähligen Fällen genau das gleiche statt. Die Macht der ökonomischen Verhältnisse ist eben so stark, daß für die übergroße Masse der Menschen, die in einer bestimmten Klasse geboren werden, die Berufsgruppen, denen sie später angehören werden, bereits durch sie vorgeschrieben sind.

Nun hat man neuerdings versucht, diese Klassenscheidung nicht als etwas ganz zufälliges — und das ist sie allerdings nicht, sie ist geschichtlich unter bestimmten Verhältnissen gewor-

den —, sondern als eine Sache hinzustellen oder aufzufassen, die sozusagen nicht ohne inneren Zusammenhang sei mit den angeborenen physischen, geistigen und sittlichen Eigenschaften der betreffenden Volkselemente. Man hat in den Klassenunterschieden auch Rassenunterschiede gesucht und hat nachzuweisen versucht, daß zwischen der großen Masse der Herrschenden und Besitzenden einerseits und den arbeitenden Klassen andererseits so bedeutsame Unterschiede in der Anlage vorhanden seien, daß man sie, auch wo sich eine Abstammung von verschiedenen Völkern nicht nachweisen läßt, als Rassenunterschiede bezeichnen dürfe, etwa wie man Rassenunterschiede bei Pferden hat. Es ist nun nicht unrichtig, daß in der Tat hier oder dort große Teile der Arbeiterklasse von einer Völkerschaft abstammen, die in der Vorzeit von Angehörigen einer anderen Rasse, welche stärker war, unterworfen und von ihr zu grober Arbeit für sie gezwungen wurde, während die Sieger fortan sich als Herren aufspielten. Das ist oft in der Geschichte vorgekommen. Man kann das Rassenprinzip ungemein übertreiben, es sind heute eine ganze Reihe von Männern der Wissenschaft der Gefahr dieser Uebertreibung erlegen. Ein gewisses Körnchen Wahrheit mag darum doch gelegentlich in der Feststellung von Rassenunterschieden liegen. Aber es wird recht wenig damit bewiesen. Die Menschen werden nicht mit gleichen Anlagen geboren. Es gibt Leute, die von vornherein absolut keine Neigung zu geistiger Arbeit haben. Aber die finden sich fast durchgängig in allen Klassen. Nur mit äußerster Vorsicht dürfen aus der Rassenherkunft Schlüsse hinsichtlich der geistigen Anlage gezogen werden, weil die klimatische, wirtschaftliche, allgemein kulturelle und sonstige Umgebung, die Ernährungsweise sowie die Beschäftigung im Laufe der Zeit mit den körperlichen auch geistige Veränderngen verursachen, von Blutmischung ganz abgesehen. Es gibt zudem sehr verschiedene Grade von Rassenunterschieden. Daß z. B. ein afrikanischer Neger nicht ohne weiteres zu gelehrten Studien oder höherer Verwaltungstätigkeit sich eignen wird, liegt auf der Hand. Der Neger hat daheim das Temperament eines Kindes, dem alles weite Vorsorgen fernliegt, der sich dem Zufall anheimgibt und, soviel Entbehrungen dieser mit sich bringen mag, doch sich wohler dabei fühlt, als wenn er nach Europäerart versorgend arbeiten und leben soll. Hier liegen also tiefgreifende Rassenunterschiede vor; aber nach ihrem Beispiel Rassenunterschiede unter Angehörigen der kaukasischen Rassen zu behandeln, ist reines Spiel mit Begriffen. Im allgemeinen haben wir nur die Tatsache vor uns, daß Klassen sich vielfach dadurch gebildet haben, daß gewisse kriegerische Stämme oder Völkerschaften andere unterworfen und zu grober Arbeit für sie gezwungen haben. Nicht erwiesen aber ist, daß die Klassen, wie wir sie heute haben, nicht entwickelungsfähig seien. Das Gegenteil ist vielmehr der Fall. Es kann auf Grund reicher Erfahrung als feststehend betrachtet werden, daß die Menschen in ihrer großen Mehrheit in hohem Grade entwicklungsfähig sind, und daß es daher im wesentlichen Sache der Erziehung, der zweckmäßigen Förderung der entsprechenden körperlichen und geistigen Anlagen ist, die Menschen — wenn auch nicht für alle Arbeiten gleichmäßig, so doch für viel höhere Arbeiten vorzubereiten, als die meisten heute verrichten, und allen Menschen Sinn und Verständnis für höhere Kultur anzuerziehen.

Damit sind die Momente, nach denen Arbeitsteilung in der Menschheit stattgefunden hat, im wesentlichen erschöpft. Kommen wir nun zurück zur Technik der Arbeit.

10. Die Technik und die Wirtschaft.

Technik ist die Kunst des Arbeitens, und ein Stück Kunst steckt in jeder Arbeit. Selbst die einfachste Arbeit erfordert die Fähigkeit, gewisse Handgriffe mit Sicherheit auszuführen, sowie Kenntnis von der Wirkung bestimmter Arbeitsweisen, der Eigenart der zu be- und verarbeitenden Stoffe und der zweckmäßigen Verwendung der Arbeitsgeräte. Wie der Erdarbeiter am besten den Spaten handhabt, der Steinträger seine Steine packt und die Mulde aufsetzt, das ist auch Kunst und muß erlernt oder erprobt werden. Im engeren Sinne aber verstehen wir unter Technik die Entwicklung der Arbeitswerkzeuge und Arbeitsmethoden. Die Technik ist sozusagen das fundamentale Monument des Wirtschaftens, die Entwicklung der Technik ist die Hauptbedingung der Entwicklung der menschlichen Arbeit und damit der menschlichen Wirtschaft. Je mehr die Menschen dazu kamen, ihre Arbeitsmittel zu vervollkommnen, je mehr sie auf diese Weise eine vernunftgemäße Arbeitsteilung durchführten, desto mehr Produkte konnten mit einer bestimmten Summe von Arbeit erzielt werden. Die Technik hat aber auch von einer anderen Seite her dahin gewirkt, die Menschen zu besserer Wirtschaft zu befähigen. Sie hat nicht nur direkt die Produktivität der Arbeit erhöht, sondern sie hat auch die Möglichkeit immer stärkerer Entwicklung des

Verkehrs gegeben, indem sie die Menschen befähigte, die Verkehrsmittel außerordentlich zu vervollkommnen. Das weiß heute ein jeder. Tagtäglich sehen wir vervollkommnete Fahrzeuge aller Art, Dampfwagen, elektrische Wagen und alle möglichen anderen Gefährte am Werk, den Austausch der Güter und den Verkehr der Menschen zu vermitteln, und dies geschieht auf immer größerer Stufenleiter. Die Benutzung mechanischer Triebkräfte, wie Dampf, Elektrizität usw. für den Verkehr ist verhältnismäßig jungen Datums. Versetzen wir uns im Geiste nur hundert Jahre zurück, so sehen wir selbst in den vorgeschrittensten Ländern die große Masse der Menschen noch in Dörfern wohnen und jedes Dorf ziemlich streng vom andern getrennt wirtschaften. Es gibt schon Städte und den Verkehr vermittelnde Landstraßen, aber Dorf und selbst Stadt haben im allgemeinen noch einen außerordentlich geringen Verkehr nach außen; speziell auf dem Dorf wird so ziemlich alles das am Orte selbst hergestellt, was man braucht. Eine Anzahl Produkte wird nach außen verkauft, vereinzelte Spezialartikel werden von der Stadt her eingekauft, aber die große Masse des Bedarfs wird in der Dorfgemeinschaft oder sogar noch in der Hausgemeinschaft hergestellt. Es wird noch vielfach im Haus die Wolle versponnen, die man erzeugt hat, Weberei findet im Dorfe selbst statt, auch die Verarbeitung sonstiger tierischer Abfälle wird, soweit man sie überhaupt verwendet, im Dorfe selbst vorgenommen. Kurz und gut, das Dorf genügt sich wirtschaftlich nahezu selbst, der Verkehr mit der Außenwelt ist außerordentlich gering. Daraus geht schon hervor, daß das Leben dort auch nur ein sehr eintöniges, für die Mehrheit der Dorfbevölkerung nur ein sehr dürftiges sein konnte und geistig außerordentlich niedrig stand. Wie aber die Verkehrsmittel sich vervollkommneten, wie die Menschen infolge erleichterten Verkehrs immer mehr miteinander in Berührung kamen und ihre Erzeugnisse austauschten, konnte sich auch auf dem Dorfe die Arbeitsteilung immer mehr durchsetzen, auch auf dem Dorf immer wirtschaftlicher gearbeitet werden, die Arbeit auch da zu immer höherer Ergiebigkeit gebracht werden.*)

*) Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat sich infolgedessen die Produktivität der Landwirtschaft so gehoben, daß Ende des Jahrhunderts in Europa auf der gleichen Bodenfläche gut doppelt soviel geerntet wurde als zu Anfang. In Frankreich war der Durchschnittsertrag des Hektars Weizenland im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts 6 Hektoliter, 1833 aber schon 13 Hektoliter.

Die Entwicklung des Verkehrs ist von ungeheurer Bedeutung für die Menschheit gewesen. Ein geistiges Leben, wie wir es heute vor allem in den Städten haben und wie es von da immer mehr auch in die Dörfer ausstrahlt, hätte sich niemals entwickeln können, wenn die Menschen nicht in der Lage gewesen wären, irgendwelche mechanischen Triebkräfte für ihren Verkehr nutzbar zu machen. Das erste bedeutsame Mittel der Verkehrserleichterung war die Schiffahrt. Wir finden in der Geschichte der Menschheit die ersten großen Kulturorte fast sämtlich an großen Flüssen oder am Meer gelegen, wo durch Fahrzeuge Waren und Menschen auf dem Wasserwege leicht befördert werden konnten. Und Riesenstädte, wie wir sie heute haben, mit ihrem ungeheuer großen Getriebe, waren wieder bei den einfachen Schiffen, die man damals hatte, gar nicht möglich. Es wäre, ohne daß die Technik nicht immer größere und immer schnellere Fahrzeuge herstellte, gar nicht möglich gewesen, den Austausch zwischen landwirtschaftlichen und Industrie-Erzeugnissen so intensiv und regelmäßig zu gestalten, daß Städte mit Millionen und Abermillionen Einwohnern fortwährend zu leben finden, wie es heute der Fall ist. Was man z. B. bei uns im Mittelalter und noch bis ins sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert hinein von zeitweiligen Hungersnöten zu ertragen hatte, können wir in Ländern moderner Kultur uns kaum vorstellen. Wir kennen wohl Teuerungsjahre, aber wir wußten bis jetzt nichts mehr von wirklicher Hungersnot. Früher war es möglich, daß in demselben Lande in einem Bezirk Menschen Hungers starben, weil Mißernten eingetreten waren, während in anderen Bezirken die Menschen kaum wußten, was sie mit ihrem überreichlich eingeernteten Produkten anfangen sollten. Die Verkehrsverhältnisse waren zu unentwickelt, als daß man die Lebensmittel ohne riesige Mehrkosten dorthin bringen konnte, wo sie fehlten. Davon war bis zum Weltkrieg in den Verkehrsländern keine Rede mehr. Es konnten zwar gelegentlich Teuerungsjahre eintreten, aber eigentliche Hungersnöte gab es bei uns nicht mehr. Denn wenn irgendwo Mißernten eintraten und die Preise stiegen, dann wurden sofort von allen Seiten her die fehlenden Artikel dorthin gebracht und ausgeboten. So kam es z. B., daß zur Zeit der letzten großen Mißernte in Indien, die sich auf ein Riesengebiet im Umfange von mehreren tausend Quadratmeilen erstreckte, das Getreide in Bombay, dem Zufuhrhafen für jenes Gebiet, zeitweise billiger war als in Chicago, dem größten Getreideausfuhrmarkt der Welt. Das

hochentwickelte Verkehrswesen unserer Tage hat erst in vollem Umfange eine vernunftgemäße geographische Arbeitsteilung ermöglicht, die, wie oben erwähnt, dadurch zur höchsten Ergiebigkeit menschlicher Arbeit führt, daß unter ihr jedes Produkt immer mehr dort hergestellt wird, wo mit dem geringsten Kraftaufwand die größte Menge von ihm erzielt werden kann.

11. Das Recht und die Wirtschaft.

Eine andere Grundbedingung der Wirtschaft wiederum ist ein entsprechendes Rechtswesen. Wirtschaft bedeutet nach unserer Definition die Vorsorge für eine gewisse Zukunft, und wenn die Menschen gut wirtschaften sollen, so müssen sie auch die Sicherheit haben, daß die Ergebnisse ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit ihnen verbleiben. Es würde niemand etwas unternehmen, was über den Tag hinaus Opfer erfordert, wie etwa ein Stück Land für spätere Beackerung ausroden, wenn er gewärtigen müßte, daß ihm dies Land, wenn ackerfähig geworden, sofort ohne weiteres würde fortgenommen werden dürfen. Das ist ein sehr einfaches Beispiel. Unsere moderne Wirtschaft aber beruht auf einem ungemein komplizierten Tauschverkehr. Da werden Produkte ausgetauscht mit Kunden von nah und fern, Waren auf Kredit verschickt oder auf weitsichtige Bestellungen in großen Mengen angefertigt, was kostspielige Einrichtungen, bedeutende Ankäufe oder andere Auslagen erheischt. Hätte man nun da nicht die Sicherheit, daß die eingegangenen Verträge gehalten, die entstandenen Forderungen honoriert werden und so weiter, so würde sich jeder sehr besinnen, ehe er sich auf irgendwie weitsichtige Unternehmen einließe, und daher finden wir auch, daß überall, wo aus irgendwelchem Grunde die Rechtssicherheit ernsthaft erschüttert wird, das wirtschaftliche Leben schwer leidet. Es ist dies z. B. einer der Gründe, weshalb von der Natur so begünstigte Gebiete, wie die Balkanländer, die doch seit viel längerer Zeit in die Kultur hineingezogen waren als Deutschland, lange Zeit wirtschaftlich so wenig geleistet haben. Asiatische Beamtenwillkür auf der einen Seite, Räuberzüge auf der anderen haben das Recht und die Rechtssicherheit untergraben, und so erlahmte in weiten Kreisen jeder Unternehmungssinn, und die Produktion ging nicht vorwärts. So stockt ferner die Produktion, wenn Kriegsgefahr droht, weil der Krieg die Rechtssicherheit erschüttert. Um wirtschaften und ihre Wirtschaft entwickeln zu können, haben sich die Menschen

daher jeweilig an eine bestimmte Rechtsordnung gehalten oder, wo sie ihnen nicht genügte, je nach den Bedürfnissen sich eine neue geschaffen oder zu schaffen gesucht. Für den Wilden hätte natürlich unser modernes Rechtswesen, wie es sich im Bürgerlichen Gesetzbuch ausprägt, keinen Sinn, die Menschen müssen erst eine gewisse Stufe der Wirtschaft und Kultur erreicht haben, ehe überhaupt ein geordnetes Rechtswesen sich entwickeln kann, aber auf jeder Stufe der Wirtschaft finden wir ein ihr mehr oder weniger entsprechendes Recht. Dies Recht mag im Laufe der Entwicklung den Bedürfnissen der Wirtschaft nicht mehr genügen und neues Recht mag notwendig werden, das sich unter Umständen dann mit Gewalt durchsetzt. Jedenfalls aber sind Recht und Rechtssicherheit geboten, wenn die Produktion gedeihen, die nötige Unternehmungslust entfaltet werden soll.

Wir haben somit gesehen, daß die Wirtschaft der Menschen an eine ganze Reihe von Vorbedingungen gebunden ist. Wir haben geistige Vorbedingungen kennen gelernt, selbstverständlich sind körperliche Vorbedingungen erheischt, es müssen allerhand Naturbedingungen erfüllt sein, es ist, wenn die Wirtschaft eine Steigerung erfahren soll, Entwicklung der Technik notwendig, es ist auch jeweilig ein größeres Verkehrsleben notwendig. Das Mittelalter z. B. hat deshalb lange Zeit wirtschaftlich fast stagniert, weil die Verkehrswege durch das Raubrittertum außerordentlich unsicher gemacht waren. Kurz, es ist eine ansehnliche Vielheit von Grundbedingungen, die gegeben sein müssen, wenn Wirtschaft möglich sein und sich vorwärts entwickeln soll.

12. Die Antriebe der Wirtschaft in Gegenwart und Zukunft.

Und nun noch einige Worte zu dem wichtigen Moment der Antriebe zur Wirtschaft. Damit der Mensch dazu übergeht, Wirtschaft zu treiben, statt einfach dem Gesetz der Trägheit nachzugeben, zu spielen, Nahrung nach Bedürfnis zu suchen, zu essen und dann sich hinzulegen, und dieses Treiben Tag für Tag fortzusetzen, bis es durch Verhungern usw. etwa jäh unterbrochen wird, müssen bestimmte entsprechende Antriebe vorhanden sein. Wo die Natur so freigebig ist, daß sie den Menschen sozusagen auf gedeckter Tafel darbietet, was sie zu leidlicher Fristung des Lebens gebrauchen, da ist von freiwilligem Uebergang zu nennenswerter Wirtschaft fast nirgends

die Rede gewesen. Die Menschen sind sicher erst dann oder dort dazu übergegangen, Tiere für wirtschaftliche Zwecke zu züchten, wo Mangel an jagdbaren Tieren, die sie zu essen pflegten, sich einstellte, d. h. als sie auf Jagd oder Fischfang sich nicht mehr verlassen konnten. Das Zähmen von Tieren hat, wie man jetzt annimmt, wahrscheinlich früh schon des Spiels wegen stattgefunden, aber daß man Tiere für Nahrungszwecke zähmte und züchtete, geschah sicher erst, als die Jagd nicht mehr ergiebig genug war, und ebenso sind die Menschen sicher erst dann, als sie sich stark vermehrt hatten und die Natur nicht mehr genug eßbare Früchte für sie hervorbrachte, dazu übergegangen, Ackerbau zu treiben und sich dadurch von der Natur bis zu einem gewissen Grade unabhängig zu machen. Der stärkste, wenn auch bei weitem nicht der einzige Antrieb zur Wirtschaft war immer der Hunger und, soweit die Wirtschaft darin besteht, sich Obdach zu verschaffen, das Verlangen nach Schutz. Das sind auch jetzt noch außerordentlich starke Antriebe wirtschaftlicher Tätigkeit. Aber der Hunger ist verhältnismäßig leicht gestillt, und auch Obdach konnten die Menschen sich verhältnismäßig leicht herstellen. Damit sie ihre Wirtschaft vervollkommneten, mußten noch andere Antriebe hinzukommen. So das Verlangen nach Schmuck, die Sucht nach Auszeichnung und allmählich auch die Liebe zum Besitz. Wir können es, wenn man will, auch Habsucht nennen. Der Wunsch zu besitzen ward namentlich dann einer der wichtigsten Antriebe des Wirtschaftens, als der Besitz ein Mittel geworden war, sich gegen die Zufälle des Wirtschaftsausfalls sicherzustellen, und als er später auch Vorbedingung einer höheren gesellschaftlichen Stellung wurde. Hiermit in Verbindung steht der Wunsch nach Macht. Macht konnte zunächst nur errungen werden dadurch, daß man andere unterwarf; aber um in größerem Maße Macht auszuüben, muß man Waffen und Werkzeuge haben, muß man die Fähigkeit haben, andere in Unterwerfung zu halten, und das kann auf die Dauer nur, wer über die entwickeltere Wirtschaft verfügt. Ein gewisser Trieb nach Macht ist dem Menschen sozusagen angeboren. Das erste, was das Kind tut, wenn es seine Kräfte fühlt, ist, daß es sie zu betätigen sucht, und da es noch nichts schaffen kann, sucht es zu zerstören. Denselben Zug beobachten wir bei tiefstehenden Menschen, er wiegt bei allen Völkern niederer Kultur vor. Macht kann aber auch als schaffende Kraft wirken. Um Großes ausrichten zu können, muß der Mensch über mehr als seine persönlichen Kräfte verfügen. Es gibt ein Machtbedürfnis im schlechten, aber auch ein Machtbedürfnis im guten Sinne. Jedenfalls aber ist das Bedürfnis nach Macht, ebenso wie das Bedürfnis nach Besitz, sind die Sucht nach Auszeichnung und ähnliche Neigungen und Leidenschaften sehr starke Antriebe zur Fortentwicklung der Wirtschaft gewesen. Im 18. Jahrhundert hat sich sogar ein Schriftsteller gefunden, Sir Fred. Mandeville, der in einem Buch, das er „Die Bienen" betitelte, auseinandersetzte, daß die privaten Laster gesellschaftliche Tugenden, d. h. dem Gesamtkörper der Gesellschaft und seiner Entwicklung förderlich seien. Er sucht nachzuweisen, daß die Eigenschaften, welche die landläufige Moral als Laster betrachtet und bekämpft, sich in ihren schließlichen Wirkungen für die Gesamtheit sehr nützlich erwiesen; sie trieben die Menschen dazu an, die Wirtschaft und damit den allgemeinen Fortschritt auf eine immer höhere Stufe zu bringen. Diese Auffassung liegt im wesentlichen auch der Theorie zugrunde, die wir als Manchestertheorie kennen. Man überlasse nur die Menschen ihren eigenen wirtschaftlichen Antrieben und lasse diese Triebe sich frei in Handlungen umsetzen, dann werde es am besten auf der Welt sein. So lehrte diese Theorie, und ein Stück Wahrheit lag auch sicherlich in ihr, namentlich in einer Zeit, wo die Menschen durch Zunftzwang eingeschnürt waren und alle möglichen sonstigen Gesetze und Vorurteile ihnen die freie Betätigung ihrer Intelligenz vorenthielten. Unter diesen Umständen konnte die Meinung aufkommen — und das war bis zu einem gewissen Grade ein Fortschritt —, daß, wenn man dieses Band zerreiße, wenn man den Menschen Gelegenheit gäbe, sich frei zu betätigen und nur durch Gesetz dafür sorge, daß sie nicht rauben und morden, dann der Fortschritt am besten gewährleistet sein werde.

Und daß diese Motive heute noch so wirken, darauf berufen sich ja gerade die Gegner des Sozialismus, die da sagen, daß, wenn der Sozialismus durchgeführt werde, er alles das im Menschen ertöten würde, was diesen zur Wirtschaftlichkeit antreibe. Er werde das Verantwortlichkeitsgefühl untergraben, den Unternehmungsgeist lähmen, die Notwendigkeit der Bemühung um Arbeit zur Erschlaffung bringen, und infolgedessen werde die Menschheit nicht vorwärts, sondern zurückgehen, die Produktion werde einschlafen oder doch nicht das leisten, was sie heute leistet. Und wenn wir uns vor Augen halten, daß in der Tat alle die obengenannten Motive, Hunger, Ehrgeiz, Habsucht usw. Faktoren des wirtschaftlichen

Fortschritts gewesen sind, so haben wir mindestens uns die Frage vorzulegen, ob es nicht auch sonst noch Faktoren der Wirtschaftlichkeit gibt, die es vielleicht eines Tages möglich machen, auf jene ersteren, die doch jedenfalls ihre häßliche Seite haben, zu verzichten. Gibt es noch andere Antriebe der Wirtschaftlichkeit, als Hunger, Habsucht, Herrschsucht und dergleichen?

Damit kommen wir zu einem Faktor der Wirtschaft, der allerdings heute sich weniger zeigt, den aber der Tieferblickende doch an verschiedenen Erscheinungen des sozialen Lebens in seinen Grundzügen erkennen wird. Es gibt einen Antrieb zur Arbeit, wie überhaupt zum Wirken, den wir das soziale Empfinden nennen können, das Empfinden einer gesellschaftlichen Pflicht gegen seine Mitmenschen bzw. einer für alle geltenden gesellschaftlichen Solidarität. Dies Gefühl ist heute als Faktor der Wirtschaft noch ziemlich schwach, zumal es durch die heutige Wirtschaftsordnung geradezu unterdrückt wird, die da jedem im Sinne der Manchesterlehre sagt, er solle vor allem nur die eigenen wirtschaftlichen Interessen gehörig verfolgen, dann werde das Gesamtinteresse am besten gewahrt sein. Aber nun hat erstens einmal unsere Arbeit andere Formen angenommen, als wie die Arbeit früherer Zeiten. Die Technik hat es dahin gebracht, daß die Menschen immer mehr in großen Unternehmungen vereint zu arbeiten haben, und sie hat es weiter dahin gebracht, daß die Arbeit nicht nur in großen Vereinigungen geschieht, sondern meist auch eine gleichzeitige sein muß, daß der eine bei der Arbeit mit abhängt von der Arbeit des anderen. Mit anderen Worten, die Technik hat eine sehr starke und direkte gegenseitige Abhängigkeit der Menschen in ihrer wirtschaftlichen Betätigung herbeigeführt. Bis zu einem gewissen Grade gab es eine gegenseitige Abhängigkeit der Menschen auch schon früher, aber sie bestand mehr indirekt und die Menschen waren sich ihrer daher nur wenig bewußt. Heute lenken aber die Verhältnisse die Aufmerksamkeit immer stärker auf diese gegenseitige Abhängigkeit. Das hat mit der gewaltigen Entwicklung der Technik auch die großartige Entwicklung des Verkehrs mit sich gebracht. Wir haben kolossale Unternehmungen, wo Tausende von Menschen zusammenarbeiten; diese Menschen könnten aber nicht regelmäßig beschäftigt werden, wenn ihre Produkte nicht überall hin in der Welt abgesetzt werden könnten oder wenn sie ihre Vorprodukte nicht von irgend woher weit in der Welt mit Sicherheit beziehen

könnten. Die Menschen werden in der Produktion und im Handel immer abhängiger voneinander, die geographischen Trennungen hören auf, ein Hemmnis intimer wirtschaftlicher Zusammenhänge zu sein, man kommt in wenigen Stunden von Ort zu Ort, von Land zu Land, und was Hunderte und Tausende von Kilometern weit entfernt von uns passiert, bewegt und trifft uns oft fast ebenso, wie das, was bei uns vor sich geht. Ja, wir wissen und würdigen, was in einer fremden Ortschaft passiert, oft besser, als was am Orte selbst im Nachbarhause passiert. Immer mehr wird sich die Menschheit ihrer Solidarität in den verschiedensten wirtschaftlichen Beziehungen bewußt. Noch viele Hindernisse stehen der Folgewirkung im Wege, daß dies Solidaritätsbewußtsein sich in völlig solidarisches Handeln im Wirtschaftsleben umsetzt; aber wenn wir sehen, wie die arbeitende Menschheit sich in allen möglichen Formen heute immer mehr zusammenschart in der Erkenntnis ihrer gemeinsamen Interessen, so können wir doch hoffen, daß auch die Zeit kommen mag, wo das soziale Empfinden in der Menschheit so gestärkt ist, daß alle die anderen Antriebe dagegen zurücktreten, eine Zeit, wo das soziale Pflichtbewußtsein zu einer solchen Stärke gediehen ist, daß jeder von selbst freiwillig nach seinen besten Kräften dasjenige tut, was er tun kann, um das allgemeine Ganze zu fördern und die Wirtschaft des Gemeinwesens im Gang zu halten und zu heben.

Man sage nicht, daß dieser Gedanke ganz und gar utopisch sei! Auf vielen Gebieten finden wir schon Ansätze dazu. Wir finden sie vor allem auf dem Gebiete des Kampfes der Arbeiterklasse. Man könnte freilich sagen: ja, dort ist es eben der Kampf, eine Gemeinsamkeit der Interessen gegen andere Gesellschaftsmitglieder, was die Arbeiter zusammenhält, und solche Gemeinsamkeit im Kampf, im Antagonismus, die nur Partei- und Klassensolidarität, aber nicht wirkliche und volle gesellschaftliche Solidarität sei, habe es immer gegeben. Gewiß, sie ist im Grundprinzip nicht neu. Aber sie sieht doch in vieler Hinsicht heute anders aus als früher, und dann zeigt sie sich auch bei vielen Vereinigungen für Zwecke, die nicht dem Kampf dienen. Wer sich genauer umsieht, wird heute schon auf viele Beispiele stoßen, wo Arbeit geleistet wird aus reinem, positivem Solidaritätsgefühl. Man findet es namentlich stark in der Arbeit für die Wissenschaften. Selbst in der Welt der technischen Wissenschaften, wo doch das Wirtschaftsmotiv am nächsten liegt, gibt es schon heute viele Leute, die

ganz und gar nicht daran denken, für ihre Erfindungsarbeiten Patente zu lösen, sondern denen es vielmehr genügt, ihre Erfindungen oder Beobachtungen Fachzeitschriften mitzuteilen, damit die Allgemeinheit sie verwerten könne. Auf anderen Wissensgebieten zeigt sich solch rein soziales Handeln noch stärker, und die Eigenschaften oder Empfindungen, die ihm zugrunde liegen, können noch viel mehr entwickelt und auf immer weitere Berufsklassen übertragen werden. Das kann aber freilich nur geschehen und wird nur in dem Maße geschehen, wie die Klassenunterschiede abgeschafft und beseitigt werden, in dem Maße, wie die Einrichtungen der Gesellschaft selbst abgeändert werden im Sinne des Grundsatzes der Solidarität, und wie die Arbeit — was eben auf wissenschaftlichem Gebiete vielfach der Fall — so eingeteilt wird, daß sie aus abstumpfender, erschöpfender Abrackerung von Geist und Körper wieder immer mehr anregende Betätigung der in uns liegenden Kräfte wird. Wenn wir die Geschichte zurückverfolgen und sehen, wie die Menschheit auf ihren ersten Entwicklungsstufen durch absolute Not oder niedrige Herrschafts- usw. Motive dazu gezwungen wurde, Wirtschaft zu treiben, wie die Menschen später Ursache und Wirkung besser erkennen und dadurch ihre Arbeitsmittel immer mehr zu vervollkommnen lernten; wie man immer tiefere Ursachen herausgefunden hat und immer feinere Wirkungen verfolgen konnte; wie die Menschheit dazu überging, immer weiter in die Zukunft hinauszublicken und ihre Arbeit danach einzurichten; wie sie ihren Blick immer weiter ausspannte und ihr Tätigkeitsfeld immer weiter zog, immer größere Wirtschaftseinheiten und immer weitere Gebiete umspannende Wirtschaftsbedingungen schuf, und wie allmählich dann auch die groben Antriebe der Macht, Herrschsucht usw. sich verändert und verfeinerte Formen angenommen haben, — wenn wir alles das sehen, dann dürfen wir daraus und aus unzähligen verwandten Erscheinungen die Gewißheit schöpfen, daß die Zeit immer näher rückt, wo die Menschheit sich auch der immerhin noch vorwiegend egoistischen Motive, die heute im Wirtschaftsleben die große Rolle spielen und in der heutigen Gesellschaft unentbehrlich sein mögen, schrittweise entschlagen und Einrichtungen schaffen wird, kraft deren die höchste Wirtschaftlichkeit verbürgt wird durch das Bewußtsein der allgemeinen Solidarität, des gleichen Rechtes und der gleichen Pflichten für alle.

3. Die Natur und die Wirkungen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung.

1. Was Kapital bedeutet.

Die Verteilung von Eigentum und Recht in den vorgeschrittenen Ländern der Gegenwart wird die kapitalistische Gesellschaftsordnung genannt, und, wie jede Gesellschaftsordnung, so beruht auch diese auf einer ihr entsprechenden Wirtschaftsform. Das heißt, ihr liegt eine ganz bestimmte Art der Produktion und des Absatzes der Güter zugrunde. Wir wissen, daß man diese bestimmte Art zu wirtschaften, die kapitalistische Wirtschaftsweise oder auch kurz den Kapitalismus nennt. Sehen wir zu, wie diese kapitalistische Wirtschaft aussieht und was sie zu bedeuten hat.

Wenn wir zunächst uns die Frage vorlegen, was dem Begriff nach kapitalistische Wirtschaft bedeuten kann, so wird die Antwort, die jedem auf den ersten Blick einleuchtet, lauten, daß der Ausdruck eine Art zu wirtschaften bezeichnen muß, die bestimmt wird durch kapitalistische Einrichtungen und Interessen. Was aber heißt das der Sache nach, was ist zunächst einmal überhaupt Kapital? Das Wort wird heute in sehr verschiedenen Bedeutungen gebraucht. Arbeiter sind gewohnt, wenn sie von den Unternehmern als Klasse sprechen und deren wirtschaftliche Macht in einen Begriff zusammenfassen wolle, dafür kurzweg zu sagen: das Kapital. Im großen Verkehr bezeichnet man wiederum als Kapital Summen von solchen Gütern, die nutzbringend verwertet werden können, namentlich aber Summen Geldes. Ja, allmählich hat sich der Gebrauch des Wortes Kapital so verallgemeinert, daß man häufig sagen hört: „Hier meine geistige Kraft —“ oder „hier meine Körperkraft, das ist mein Kapital“. Wollte man versuchen, aus allen diesen Anwendungen einen gemeinsamen Begriff abzuleiten, so würde dieser ziemlich schwerfällig ausfallen. Der bessere Weg ist, zurückzugehen darauf, wie das Wort Kapital entstanden ist, wie es zum Begriff geworden ist, und was dieser Begriff ursprünglich be-

deutet hat. Bei allen Worten, deren wir uns bedienen, gibt es einen speziellen Sinn, in dem sie zuerst gebraucht wurden — ihre ursprüngliche Bedeutung — und eine ihnen später erst beigelegte, eine übertragene Bedeutung. Von vornherein ist es keinem Menschen eingefallen zu sagen. meine Arme sind mein Kapitol. Man kannte den Begriff Kapital schon Jahrhunderte, ehe man darauf verfiel, ihn auch in diesem Sinne anzuwenden.

Das Wort Kapital ist im Mittelalter entstanden und ist abgeleitet von dem lateinischen Wort caput = das Haupt. Unter Kapital verstand man das Ganze, den Hauptstamm irgendeines Schuldbetrages zum Unterschied von den Abschlagszahlungen und den etwaigen Zinsen, die für die Schuld zu erlegen waren, mochte diese ein Stamm von Gebrauchsgütern oder von Geld sein. Später nannte man jede größere Summe Geldes so, die dazu verwendet wurde, Gewinn abzuwerfen; sei es, daß sie auf Zinsen ausgeliehen wurde — „Leih- oder Wucherkapital" — oder im Handel angelegt wurde: das Handelskapital. Wie dann neben der kleinen, handwerksmäßigen Produktion die Produktion auf Vorrat aufkam und immer größere Auslagen erforderte, da verstand man ferner unter Kapital diejenigen produzierten Güter, die für spätere Produktion geeignet und bestimmt waren: Produktionskapital. Eines nun war allen diesen frühen Anwendungen des Wortes Kapital gemeinsam, und man tut gut, dies festzuhalten: als Kapital bezeichnete Güter mußten beweglich oder doch durch den Willen des Menschen an ihren Platz gestellt sein. Daher fiel der Grund und Boden nicht unter den Kapitalbegriff. Denn der Grund und Boden ist nicht beweglich und hat auch nicht vom Willen des Menschen seinen Platz erhalten. Eine Fabrikanlage dagegen ist zwar auch nicht beweglich, aber sie ist durch den Willen des Menschen dort errichtet worden, wo sie steht, und so ist sie in der Tat Kapital oder Kapitalteil im echten Sinne dieses Wortes.

Soviel über die ersten Anwendungen des Begriffs Kapital. Heute sind in der Regel Fabrikanlage, Maschinen, Rohstoffe, Hilfsstoffe und das zum Unterhalt des Betriebes erforderte flüssige Geld die Elemente, die zusammen das Kapital eines Produktionsunternehmens bilden. Die Bestimmung des in solchen Unternehmungen angelegten Kapitals ist aber heute nicht nur die Produktion selbst, sondern sie besteht vor allem darin, eine ständige Quelle der Bereicherung für den Besitzer

zu sein. Dieser Zweck ist dann auch in den Begriff eingegangen. Ein Haus ist z. B. von vornherein kein Mittel für die Produktion, wo aber aus einem Hause fortlaufend Bereicherung gezogen werden kann, ist das Haus heute Kapital, wenn auch Kapital besonderer Art. Ebenso sind die Betriebseinrichtungen, die Lagerbestände und die sonstigen Betriebsmittel eines Handelsunternehmens sowie auch die Einrichtungen und Betriebsmittel eines Bank- oder Geldhandelsgeschäfts oder das zinstragende Vermögen eines Rentiers Kapital. Dagegen ist nicht jedes Produktionsmittel schlechtweg schon Kapital. Für den Erdarbeiter, der den Spaten, den er bei der Arbeit braucht, sein eigen nennt, ist dieser Spaten ein Werkzeug, und weiter nichts. Gehört aber der Spaten dem Meister oder Unternehmer, der den Arbeiter mit ihm um Lohn arbeiten läßt, so ist er ein Teil vom Betriebskapital dieses Meisters. Der Meister beschäftigt den Arbeiter, um aus dessen Arbeit Profit zu ziehen, sie soll ihm, wie Karl Marx und andere Sozialisten vor ihm dies ausdrückten, Mehrwert abwerfen. Von diesem Gesichtspunkt, und weil schon früh für ausgeliehenes Kapital Zins gezahlt werden mußte, schließt im allgemeinen der Begriff Kapital die Verschaffung eines Mehrwerts ein. Wenn also jemand von seiner geistigen oder körperlichen Arbeitskraft sagt: „Das ist mein Kapital," so ist das nur eine bildliche Gleichsetzung mit dem Begriff „Vermögen", der alles Mögliche bezeichnen kann, aber keineswegs allem Möglichen gleichkommt.

Ein Kapital, aus dessen Verwendung mehr Ertrag gezogen wird, als die dabei aufgewendete Arbeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt an Lohn kostet oder kosten würde, besteht heute nur noch ganz ausnahmsweise aus so winzigen Produktions- oder Betriebsmitteln, daß ein einzelner Mensch sie geschäftlich bewältigen könnte. In der Regel besteht es aus einer größeren Summe von Produktionsmitteln, wozu auch dasjenige Wertgut gehört, das jederzeit in Produktionsmittel umgewandelt werden kann: Geld. Geld ist heute die allgemeine Tauschware, die jeder nimmt, gegen die man alles eintauschen kann, die daher auch stets in Produktions-, Handels- oder Leihkapital verwandelt werden kann, sofern es nur in gehöriger Menge vorhanden ist. Wenn man heute von jemand als einem Kapitalisten spricht, so versteht man darunter nicht jeden ersten besten, der ein paar Geldstücke sein eigen nennt, sondern hat dabei stets den Inhaber eines größeren Stammes von Wirtschaftsmitteln im Sinn, die er in Pro-

duktion, Handel oder Geldgeschäft anwendet oder anwenden kann, um einen Ueberschuß herauszuschlagen, der größer ist, als der Lohn oder das Gehalt eines Angestellten. Das aber kann er nur, wenn er Leute findet, die bereit sind, gegen eine Bezahlung — Lohn oder Gehalt — zu arbeiten, die weniger ausmacht, als der aus dem Unternehmen zu ziehende Rohertrag. Mit anderen Worten, deren Arbeitsentschädigung ihm einen Ueberschuß läßt. Diesen nicht oder nicht bloß aus der Arbeit des Unternehmers hervorgegangenen Ueberschuß nennt man, auf das angelegte Kapital bezogen, Profit, während er im Hinblick auf die Arbeiter und Angestellten, die ihn zusammenwirkend erzeugt haben, nach der marxistischen Lehre Mehrwert genannt wird, d. h. der Mehrbetrag von Werten, den diese Arbeiter und Angestellten über ihre Entlohnung hinaus schaffen.

2. Das Wesen und die Voraussetzungen des Kapitalismus.

Je mehr das Gewerbe in der geschilderten Weise von Leuten mit Kapital betrieben wurde, um so mehr ist der Begriff Kapital verbunden worden mit dem Begriff der Lohnarbeit, die dem Kapitalisten in Gestalt von Arbeitern gegenübersteht, deren Mittel zu selbständigen Unternehmungen nicht ausreichen. Wo dieses Verhältnis von Kapital und Lohnarbeit zur Regel wird, da sprechen wir von Kapitalismus. Der Kapitalismus setzt voraus, daß die Menschen geschieden sind in Klassen, von denen die eine aus Leuten besteht, die über größere Mengen von Produktionsmitteln gebieten, die andere aus Leuten sich zusammensetzt, welche in der Hauptsache über nichts gebieten als ihre Arbeitskraft, die sie veräußern müssen, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, oder höchstens über Produktionsmittel verfügen, die nicht für ein lebensfähiges Gewerbsunternehmen ausreichen.

Halten wir also fest, daß gewerbliches Kapital heute in der Regel aus einer Summe von Mitteln zum Geschäftsbetrieb besteht, die beträchtlich genug ist, um den oder die Inhaber instandzusetzen, Arbeiter in größerer Zahl gegen Lohn zu beschäftigen, und daß, wenn wir den Begriff Kapitalismus bestimmen wollen, wir seine Wurzel in der Verwendung von Kapital zur Erzielung von Mehrwert oder Profit finden. Vom Kapitalismus ist der Begriff des Profits untrennbar. Wenn wir nun im Geiste zurückgehen auf die

Zeit, wo die Produktion anfing, mit Kapitalmitteln betrieben zu werden, so werden wir finden, daß sie zusammenfällt mit der Epoche, wo die strenge Zunftregel der freien Konkurrenz weicht. Das Kapital konnte sich erst entfalten, nachdem die alten Zunftsatzungen schon hinfällig geworden waren, welche die gewerbliche Arbeit und den Handelsverkehr einschränkten. Nur auf dem Boden einer Wirtschaftsordnung, wo Gesetze und Rechtszustände es dem Gewerbetreibenden ermöglichten, den Markt seiner Produkte immer weiter auszudehnen, konnte die kapitalistische Produktion zur Regel werden. So setzt der Kapitalismus neben der geschilderten Klassenscheidung noch ein weiteres voraus. Er kann nur dort bestehen, wo nicht mehr, wie auf früher Kulturstufe, allgemein in geschlossenen Wirtschaften aller Bedarf der Angehörigen selbst hergestellt wird. Er war nicht nicht möglich in der alten Epoche der Hausgemeinschaften, wo große Familien, die mehrere Generationen umfaßten, sich mit allem, was sie brauchten, selbst versorgten, oder wo neben Fronhöfen, die sich selbst versorgten, ganze Dörfer in der beschriebenen Weise geschlossene Wirtschaft trieben. Und selbstverständlich konnte er dort nicht gedeihen, wo das Stadtrecht zwar das örtliche Gewerbe gegen „Eindringlinge“ schützt, aber zugleich dessen Betrieb einengt. Voraussetzung ist vielmehr, daß sich schon bis zu einem gewissen Grade jener Zustand des Wirtschaftslebens durchgesetzt hat, den man heute in der Wissenschaft die Verkehrswirtschaft nennt, d. h. ein Wirtschaftszustand, wo schon von Haus zu Haus, von Familie zu Familie, von Ort zu Ort, von Provinz zu Provinz, ein größerer Austausch von Gütern stattfindet, so daß auf diese Weise ein ständiger Verkehr über Haus, Hof, Dorf und Stadt hinaus sich entwickelt. Das aber wiederum wird in größerem Maße nur geschehen, wo der Wohlstand und die Rechtssicherheit zunehmen und die Bedürfnisse sich mehren. Alles das liegt schon im Begriff Kapitalismus als Bedingung eingeschlossen.

Indes tritt in der geschichtlichen Entwicklung das Kapital zuerst als Leih- und Handelskapital auf. Die ersten Kapitalisten waren Wucherer bzw. Geldhändler und Kaufleute, und die Frage entsteht, wie hat sich das Kapital der Produktion bemächtigen, wie hat es Industriekapital werden können? Nun, die Erfahrung lehrt, daß, wo freie Konkurrenz herrscht, im Konkurrenzkampf bei gleicher Güte der Waren ihre Billigkeit entscheidet und den Markt erobert. Wir wissen weiter, daß in der Produktion diese Billigkeit, wo sie nicht durch Druck

auf den Arbeitslohn erzielt werden kann, wo bestimmte Umstände ein Senken des Arbeitslohnes verhindern, sie nur erzielt werden kann dadurch, daß die Arbeit selbst ergiebiger gemacht wird. Dies ist auf zweierlei Weise zu erreichen. Erstens kann es dadurch erzielt werden, daß die Herstellung von Gütern in einzelne Teilarbeiten zerlegt und die Arbeit so verteilt wird, daß jeder Arbeiter immer nur dasselbe einfache Teilstück zu machen hat, während andere die Teilstücke zusammensetzen. Mittels dieser Arbeitsteilung wird in der gleichen Zeit eine größere Masse von Produkten entstehen, als wenn jeder einzelne Arbeiter das ganze Produkt, einen Teil nach dem anderen, selbst herzustellen hätte. Diese Arbeitsteilung ist das bezeichnende Merkmal der aufkommenden kapitalistischen Produktion. Ist aber erst damit angefangen worden, das Gewerbe kapitalistisch zu betreiben, so wird das Bestreben unter dem Einfluß des Konkurrenzkampfes naturgemäß darauf gerichtet sein, im Interesse steigender Billigkeit die Arbeitsteilung immer weiter zu entwickeln und, da dies nur bei größerem Betrieb möglich ist, die Produktion in immer größerem Umfange vorzunehmen, also die Geschäfte und die Betriebe immer größer zu gestalten. Das bedeutet größeren Kapitalaufwand. Denn größere Arbeitsteilung erfordert Anstellung einer größeren Zahl von Arbeitern, und schon dies erheischt größeres Kapital, wozu noch hinzukommt, daß auch mehr Roh- und Hilfsstoffe, Werkzeuge und so weiter benötigt sind. Aber je größer das Geschäft, um so leichter die Möglichkeit, die Waren verhältnismäßig gut und doch billiger als andere herzustellen und so die Konkurrenz der Kleinen aus dem Felde zu schlagen.

3. Der Einfluß des Kapitalismus auf die Produktionsweise.

a) Die Teilung und Spezialisierung der Arbeit, das Spencersche Gesetz.

Die geschilderte Zerlegung der Produktion in Teilarbeiten ist übrigens nicht die erste gewerbliche Arbeitsteilung. Ihr ging voraus auf Fronhöfen und zum Teil auch schon in den Hausgemeinschaften die Arbeitsteilung nach Berufen. In zurückgebliebenen Gegenden und Kleinwirtschaften kommt es selbst heute noch vor, daß Leute für den eigenen Bedarf nacheinander eine ganze Menge von Dingen selbst herstellen. Ebenso haben sich noch an zurückgebliebenen Orten Reste der alten

Berufsteilung erhalten. Sie bestand darin, daß der eine für gewöhnlich nur Schuhe, der andere nur Kleider, ein dritter nur Möbel verfertigte und so weiter, ist aber in einem beständigen Umwandlungsprozeß begriffen. Im Keim schon in den Hausgemeinschaften, stärker aber erst innerhalb der getrennten Gewerbe bildete sich die auf Zerlegung in Teilstücke beruhende Arbeitsteilung aus, und weil mit der gestiegenen Produktion auch der Reichtum der Gesellschaft sich vermehrte, vermehrte sich zugleich die Zahl der Berufe. Es fand zum Zweck neuer Spezialisierung und Verfeinerung der Produktion zunehmende Ausbildung neuer Berufe statt. Aber die Berufsteilung und Arbeitszerlegung ist nur eine Seite der Entwicklung der Arbeit. Hand in Hand mit ihr geht eine zunehmende Verbesserung und Spezialisierung der Werkzeuge. Auch das Werkzeug wird sozusagen zerlegt. Statt daß z. B. ein und derselbe Hammer für alle möglichen Zwecke herhalten muß, werden Hämmer in verschiedenen Formen hergestellt, von denen jede bestimmten Zwecken angepaßt ist. Indes dabei bleibt es nicht. Arbeitsteilung heißt von Anfang an auch Arbeitsgemeinschaft; nur wo mehrere Menschen zusammenarbeiten, kann die Arbeit eingeteilt werden. Und so kommt bei der Produktion ein neues Prinzip in Anwendung. In den Betrieben gehen mit der Arbeitsteilung Hand in Hand neue Zusammenfassungen von Arbeiten. Gewisse spezialisierte Werkzeuge werden zusammengefaßt, um fortan zu gleicher Zeit und von einer Kraft gelenkt ihre Arbeit zu verrichten: es entsteht die Arbeitsmaschine. In ihrer einfachsten Form wird sie von der Hand des Menschen bewegt, später hilft, wie z. B. beim Spinnrad und dem Schleifstein, durch Vermittlung von Riemen und Bändern der Fuß nach — die „Transmission" (deutsch: Kraftübertragung) hält in einfachster Form ihren Einzug. Mit ihr ist die Möglichkeit gegeben, die Maschine dadurch zu vervollkommnen, daß die Naturkraft in ihren Dienst gespannt wird. Die ersten Naturkräfte, welche von den Menschen als Triebkraft der Arbeit dienstbar gemacht werden, sind überall die Kraft des fließenden Wassers und des Windes. Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts tritt zu ihnen die Dampfkraft hinzu, die Ausdehnungskraft des zu Wasserdampf erhitzten Wassers, und hundert Jahre später werden auch Gase sowie die Elektrizität als Kraftquellen in den Dienst der Produktion gepreßt. Die verschiedenen Naturkräfte werden entweder in der Weise verwendet, daß sie Trieb-

kraftanlagen oder Antriebmaschinen (Wasserräder, Dampf- und Gaskraftmaschinen, Elektromotoren), und mittelst Ueberleitung aus diesen Arbeitsmaschinen in Bewegung setzen, oder sie werden sogar dazu benutzt, den Arbeitsprozeß überhaupt der menschlichen Hand zu entziehen und, wie z. B. bei der Galvanoplastik, durch chemischen Prozeß, d. h. durch Herbeiführung der Zersetzung von Stoffen und der Erwirkung von neuen Verbindungen aus den Urbestandteilen dieser Stoffe Materialveränderung herbeizuführen.

So findet in der Produktion in mannigfacher Hinsicht ein Prinzip Anwendung oder Bekräftigung, welches der englische Philosoph Herbert Spencer als das allgemeine Gesetz aller Entwicklung aufgestellt hat, nämlich das Gesetz von Differenzierung und Integrierung. Differenzierung heißt Zersetzung, Zerlegung oder Auflösung eines Gegenstandes in seine verschiedenen Elemente. Integrierung bedeutet Bildung eines neuen Gegenstandes oder Stoffes durch neue Zusammensetzung oder neue Anordnung der Elemente. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß nicht jede Teilung und neue Zusammensetzung Differenzierung und Integrierung bedeuten. Wer z. B. Haufen von gleichartigen und gleichgroßen Glaskugeln auseinandernimmt und aus der Masse unterschiedsloser Kugeln von neuem Haufen bildet, der hat damit nichts prinzipiell Neues geschaffen. Da er nicht differenzierte, hat er auch nicht integriert. Wer aber in eine Schale Salpetersäure ein Stück mit Kupfer usw. legierten Silbers tut und die Masse langsam erwärmt, der wird zunächst eine völlige Auflösung des Silbers in der Säure und so die Trennung des reinen Silbers von seinen vorherigen Mischbestandteilen erzielen — Differenzierung —, und wenn er dann in die mit Wasser etwas verdünnte Lösung Salzsäure gießt, wird er in weißen Niederschlägen eine neue Verbindung von Silber, nämlich Chlorsilber, erhalten: Integrierung. Die in der Lösung enthaltenen Teilchen des Silbers haben sich mit einem der Elemente der sich zersetzenden Salzsäure — Chlor — zu einer neuen Verbindung vereinigt. In ähnlicher Weise nun findet in der modernen Wirtschaft fortgesetzt Differenzierung und Integrierung, d. h. erst neue Arbeitsteilung und dann auf Grund ihrer durch neue Zusammenfassung die Bildung neuer Produktionszweige statt. Differenzierung ist da gleichbedeutend mit Spezialisierung, und für Integrierung sagt man gewöhnlich: Kombinierung oder Kombination.

Wie weit diese beständige Spezialisierung in der Produktion geht, davon erzählt uns heute die Berufsstatistik. Von Zeit zu Zeit finden bekanntlich in Deutschland wie anderwärts allgemeine Berufszählungen statt, die Bewohner der betreffenden Länder werden nach ihrer besonderen Berufstätigkeit gezählt, und aus dieser Zählung ergibt sich unter anderem, wieviel Berufe in der Zeitperiode von einer Zählung bis zur anderen neu entstanden sind. Da sind nun ganz überraschende Tatsachen festgestellt worden. Wir hatten in Deutschland eine solche Berufszählung im Jahre 1882 und die darauf folgenden in den Jahren 1895 und 1907. Ein Vergleich dieser Erhebungen zeigt, daß in der chemischen Industrie im Jahre 1882 182, im Jahre 1895 aber 331 und 1907 406 verschiedene Berufstätigkeiten gezählt wurden, in den fünfundzwanzig Jahren hat sich also in dieser einen Industriegruppe die Zahl der Spezialberufe mehr als verdoppelt. In der Metallverarbeitung stieg die Zahl der Berufstätigkeiten zwischen 1882 und 1895 von 300 auf 708, von da bis 1907 auf 1100, sie hat sich hier also mehr als verdreifacht, 800 neue Berufe sind in den 25 Jahren nur in der Verarbeitung der Metalle entstanden. In der Maschinenindustrie zählte man 1882 335, im Jahre 1907 aber 1250 Berufstätigkeiten, also hier eine Vermehrung um über 900. Und wenn wir alle Gewerbe, die man zum Unterschied von Landwirtschaft, Handel, Transport usw. als Industrie bezeichnet, zusammenfassen, so ergaben sich in der Gesamtgruppe Industrie im Jahre 1882 2661 und im Jahre 1907 rund 9000 besondere Berufstätigkeiten. In der Industrie Deutschlands ist in 25 Jahren eine Vermehrung der Berufe auf das Dreifache eingetreten.

Soviel neue Arten von Arbeit hat die moderne Technik in jener Periode hervorgerufen. Und diese Entwicklung kennt keinen Stillstand. Wer in denjenigen Zeitungen, die für den Arbeitsmarkt besonders benutzt werden, die betreffenden Spalten durchliest, der findet oft plötzlich Beschäftigungen genannt, die jeden, der nicht dem betreffenden Gewerbe angehört, von dem sie eine Abteilung bilden, unbekannt und unverständlich sind. Ja, es kann sogar vorkommen, daß jemand Arbeitsspezialitäten seines eigenen Gewerbes nicht kennt, die sich schon längere Zeit in diesem ausgebildet haben, jedoch keine direkte Beziehung zu seiner Spezialität haben. Diese weitgehende Teilung der Arbeit und Bildung neuer Arbeiten, welche die moderne kapitalistische Produktionsweise auszeichnet, hat in keiner früheren Zeit auch nur in annähernd gleichem Maße

Platz gegriffen. Sie ist eine Spezialerscheinung der modernen kapitalistischen Wirtschaft, in der der unausgesetzte Druck der Konkurrenz immer neue Zerlegung und Zusammenfassung von Arbeiten und damit eine fortgesetzte Vermehrung und Veränderung der Berufstätigkeiten zum Gesetz der Produktion macht.

b) Die Zusammenfassung der Arbeiten und die Konzentration der Betriebe.

In den zitierten Berufszahlen zeigte sich uns anschaulich die Wirkung des Prozesses der Differenzierung und Spezialisierung der Arbeiten in der modernen Gesellschaft. Betrachten wir uns nun ein anderes Bild, nämlich die Wirkung des Prozesses der Integrierung, d. h. der Zusammenfassung von Arbeiten. Im Jahre 1882 wurden in Deutschland in Kleinbetrieben 4 335 822 Personen beschäftigt, im Jahre 1907 waren es 5 383 235 Personen. Es hatte somit zwar eine Zunahme stattgefunden, aber im Verhältnis zur Zunahme der Gesamtbevölkerung waren die Kleinbetriebe in bezug auf die Personenzahl zurückgeblieben. Man darf nämlich nicht vergessen, daß in diesen 25 Jahren die Bevölkerung Deutschlands sich um 36,5 Proz. vermehrt hatte; die Vermehrung des Personals der Kleinbetriebe berechnet sich aber nur auf rund 24,16 Proz. Die schon den mittleren Betrieben zugerechneten Betriebe mit 6 bis 10 Personen hatten dagegen ihr Personal von rund 500 097 auf 1 104 579 Personen, d. h. um 120,9 Proz. vermehrt, die Betriebe mit 11 bis 50 Personen ihr Personal von 891 623 auf 2 584 575 oder um 189,9 Proz. vermehrt. Man sieht, je größer die Betriebe, um so stärker der Prozentsatz der Vermehrung der Personenzahl der Beschäftigten der betreffenden Betriebsgruppe. Die Betriebe mit 51 bis 200 Personen hatten einen Zuwachs von 742 688 auf 2 418 150 Personen oder 225,6 Proz., die mit 201 bis 1000 Personen einen Zuwachs von 657 399 auf 1 991 056 Personen oder 202,9 Proz., und in den Betrieben mit über 1000 Personen war die Gesamtzahl der Beschäftigten von 213 160 auf 954 645, also um 347,8 Prozent oder auf mehr als das Vierfache gestiegen.

Während also die kleinen Betriebe ihr Personal nicht im Verhältnis der Zunahme der Bevölkerung vermehren konnten, sehen wir auf den höheren Stufen wachsende Zunahme. Während es eine Zeit gab, wo man bei uns ein Unternehmen mit 200 Personen für sehr bedeutend hielt und ein Unternehmen (Fabrik usw.) mit 1000 Angestellten schon als etwas Phänomenales betrachtet wurde, haben wir heute Unternehmungen mit mehr als 30 000 Arbeitern. Wir haben allerhand große Unternehmungen, die in sich eine ganze Reihe von Betrieben zusammenfassen, welche früher geschäftlich getrennt waren und nach und nach von ihnen *aufgesaugt* oder, wie man es schönklingender ausdrückt, *angegliedert* wurden. Die Zahl der Unternehmungen ist also kleiner als die Zahl der Betriebe. In den Hauptindustriebezirken Deutschlands, in Rheinland-Westfalen oder Oberschlesien, finden wir z. B. Unternehmungen, die Kohlenförderung mit Eisen- und Stahlfabrikation verbinden und die dabei nicht nur den Stahl herstellen, sondern ihn selbst strecken und walzen, Träger, Schienen usw. fabrizieren, kurz und gut, das Metall bis zu einer vorgeschrittenen Stufe in den verschiedensten Formen selbst verarbeiten. Große Arbeitszweige, die früher vollständig getrennt waren und deren Trennung sogar als ein großer technischer Fortschritt gegenüber der Produktionsweise einer noch früheren Zeit betrachtet wurde, wo die Arbeitsteilung wenig entwickelt war, sind in diesen Riesenunternehmungen aufs neue und im größten Umfange zusammengefaßt, so daß z. B. das weltberühmte Kruppsche Unternehmen bei weitem nicht mehr die Ausnahme bildet, als die es lange Jahre dagestanden hat. Um im Konkurrenzkampf zu bestehen, um billiger zu arbeiten, als die Konkurrenz, um Transportkosten, Wärme- und Kraftaufwand zu sparen oder voll auszunutzen, um möglichst schnell das Metall von einem Werk zum anderen bringen zu können und um die Nebenprodukte bestmöglichst zu verwerten, hat man ein Betriebswerk nach dem anderen mit dem Unternehmen verbunden, haben viele dieser Riesenwerke sogar ihre eigenen Reedereien von gewaltigen Transportdampfern.

In dieser Weise vollzieht sich heute in den verschiedensten Zweigen des Wirtschaftslebens die kapitalistische Entwicklung. Man kann das in kleinerem Maßstabe selbst an einer Reihe von Gewerben verfolgen, wo die Menschenhand noch die Hauptrolle spielt. So gibt es heute im Baugewerbe Unternehmungen, die die verschiedensten Arbeitszweige des Baufaches und der dekorativen Gewerbe vereinigen, wie das noch vor 30 oder 40 Jahren kein Baumeister sich unterfangen hätte und nicht einmal hätte vorstellen können. Eine andere Form von Unternehmungen, welche den Prozeß der Integrierung veranschaulichen, sind die modernen *Zeitungsunternehmungen*. Wer heute solch eine Zeitungsfabrik betritt, ist geradezu verblüfft darüber, auf was für eine Vielheit von

Personal er da stößt. Man kann das heute ja erfreulicherweise auch bei den großen Blattunternehmungen der Sozialdemokratie sehen, etwa dem „Vorwärts" in Berlin, dem „Echo" in Hamburg, der „Volkszeitung" in Leipzig usw. usw., sowie auch bei den Druckereien der großen Gewerkschaften, obwohl alle diese Geschäfte es mit den Großen der kapitalistischen Zeitungsgeschäfte zurzeit noch nicht aufnehmen können.*) In diesen kapitalistischen Unternehmungen findet man ein Personal von vielen Hunderten Angestellten aller Art, Leute, die den verschiedensten Berufen und Berufsklassen angehören, in ganz verschiedenen Abteilungen arbeiten, nichts voneinander wissen und doch einem großen Produktionsorganismus angehören, der die Zeitung und eine Anzahl Nebenblätter und sonstige Druckerzeugnisse herstellt und ins Publikum wirft. Ein Organismus, der deshalb zusammengefaßt ist, um die Produktionskosten für das einzelne Produkt auf das denkbar niedrigste Maß zu bringen, die „Ware" Zeitung oder Buch so billig wie möglich auf den Markt werfen und so die Konkurrenten aus dem Felde schlagen zu können.

c) Die Unterwerfung der Naturkräfte und die Maschine.

Noch einige weitere Beispiele für die durch den Kapitalismus herbeigeführte moderne Entwicklung. Oben war die Rede von den Maschinen. Von der Dampfmaschine weiß heute ein jeder. Nun, im Jahre 1850, also vor jetzt 70 Jahren, als die Dampfmaschine schon etwa 80 Jahre in der Industrie im Gebrauch war, stellte man für die Industrie Dampfmaschinen von wenig über 30 Pferdekräften im Maximum her. Heute baut man Dampfmaschinen von bis zu 15 000 Pferdekräften und darüber. Das läßt erkennen, welche kolossale Zunahme die Einspannung der Naturkraft in den Dienst der menschlichen Wirtschaft erfahren hat. In Preußen allein ist die Zahl der Dampfpferdekräfte zwischen 1851 und 1901 von gegen 90 000 auf über 4½ Millionen gestiegen, und die Zahl der Dampfpferdekräfte der Kulturwelt wurde 1902 auf 70 bis 80 Millionen geschätzt.

Diese hochgradige Einspannung der Natur in den Dienst der Menschheit muß als eine Errungenschaft der kapitalistischen Entwicklung bezeichnet werden. Um die Dampfkraft in solchem Riesenumfange nutzbar machen zu können, war es Vorbedingung, daß immer neue Arten von Maschinen eingeführt wurden, das heißt, daß immer mehr *Kapital* für Maschinen angelegt werden konnte. Auch war zur Aufbringung und Aufwendung dieser Mittel eine Unternehmungslust und zu ihrer zweckmäßigen Verwendung ein Geschäftsblick erforderlich, wie das alte Handwerk und der alte Bureaukratenstaat sie nicht entwickeln konnten.

*) Immerhin beschäftigte der „Vorwärts" im Jahre 1908 allein in seiner Druckerei 298 Personen.

Bemerkenswert ist weiter, daß, während die Maschinen immer größere Leistungen vollziehen, der Kohlenverbrauch, berechnet auf die einzelne Pferdekraft, die die Maschine leistet, infolge höherer Technik immer mehr gesunken ist; er ist heute auf weniger als den dreißigsten Teil dessen gefallen, was die Maschine ehemals brauchte. Das heißt, für die Erzielung derselben Kraftleistung, für die früher 30 Tonnen Kohlen gebraucht wurden, wird heute nur noch eine Tonne Kohlen gebraucht. Eine so gewaltige Verbilligung der Dampfkraft hat die Technik unter der kapitalistischen Wirtschaft zustande gebracht. Aber obwohl der Fortschritt der Technik den Kohlenverbrauch pro Pferdekraft in dieser Weise ermäßigt hat, ist der *Kohlenverbrauch* selbst immer mehr *gestiegen*. Im Jahre 1850 verbrauchte Großbritannien, also das Vereinigte Königreich England, Irland und Schottland, die Heimat der modernen kapitalistischen Produktion, 46 Millionen Tonnen Kohlen, im Jahre 1900 war der Verbrauch trotz jener Ersparnis 166 Millionen Tonnen. Sehr viel sprunghafter war die Entwicklung in Deutschland, das ja später in die Industrie eingetreten ist als England, und in den Vereinigten Staaten von Amerika. Deutschland verbrauchte im Jahre 1850 sechs Millionen Tonnen, im Jahre 1912 aber 145 Millionen Tonnen Kohlen, eine Steigerung auf mehr als das Vierundzwanzigfache; die Vereinigten Staaten verbrauchten im Jahre 1850 acht Millionen Tonnen, im Jahre 1910 rund 400 Millionen Tonnen, eine Steigerung auf etwa das Fünfzigfache. An dem Verbrauch von Eisen und Kohle kann man den Höhegrad der wirtschaftlichen Entwicklung eines Landes heute noch immer am besten feststellen. Die Zahlen des Kohlenverbrauchs lassen die große Vermehrung der Dampfmaschinen deutlich durchblicken.

Inzwischen aber hat die Menschheit noch andere Naturkräfte als Diener zu verwenden gelernt; die Elektrizität und die durch die Elektrizität verstärkte Arbeit der Chemie, die Elektrochemie, und es kennzeichnet wiederum die moderne Entwicklung, daß mit Hilfe von Elektrizität und Elektrochemie

immer neue Stoffe hergestellt oder für die Industrie hergerichtet werden. Ursprünglich haben die Menschen die Stoffe, die sie in der Natur fanden oder die sie von Tieren nahmen, zwar mehr oder weniger kunstvoll verarbeitet, aber sie doch im Grundcharakter unverändert verbraucht. Die moderne Entwicklung aber geht, wie wir oben sahen, mehr und mehr dazu über, künstlich ganz neue Stoffe für den Gebrauch der Industrie zu schaffen. Dafür findet man heute Beispiele in fast allen Gewerben. Mit was für früher ganz unbekanntem und nirgends in der Natur als Urstoff zu findendem Material arbeitet nicht zum Beispiel heute oft selbst der Bauhandwerker. Man denke an die Zementmischungen, die man zum Bau von Treppen verwendet, an die Kunststoffe, die für die Verfertigung von Tapeten verwendet werden, und vieles andere mehr. Gerade die Elektrochemie ist für diese Produktionszweige einer der wirksamsten Helfer. Auch wird durch sie die Herrichtung tierischer und pflanzlicher Stoffe für den gewerblichen Verbrauch, die früher oft lange Zeit in Anspruch nahm — man denke an die alten Methoden des Gerbens —, in einer Industrie nach der anderen erheblich beschleunigt, was wiederum eine Verminderung der Produktionskosten bedeutet. Wie die moderne Technik darauf ausgeht, im Interesse der Verminderung der Produktionskosten durch Arbeitsteilung usw. die Masse der Produkte zu vermehren, so geht sie auch darauf aus, zu gleichem Zweck durch Beschleunigung des Produktionsprozesses eine rasche Umsetzung des Betriebskapitals, d. h. Kapital- und Zinsersparnis, herbeizuführen. Früher überließ man beim Herrichten des Leders, des Holzes, des Flachses, der Wolle usw. für die Weiterverarbeitung das meiste der Natur oder der Menschenhand, aber heute werden durch die wissenschaftliche Technik chemische und mechanische Kräfte in Bewegung gesetzt, die schneller arbeiten als die alten Naturprozesse und menschliche Arbeit und Mühen ersparen.

4. Der Kapitalismus und die Steigerung der Produktion.

Es ward oben gesagt, daß der Verbrauch von Eisen einer der Maßstäbe sei dafür, wie weit in einem Lande die kapitalistische Produktion vorgeschritten sei. Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt die Entwicklung Deutschlands. Es produzierte 1850 erst 208 Millionen Kilogramm Roheisen, 1896 aber waren es 6373 Millionen, und in den sechzehn Jahren

bis zum Jahre 1912 hatte die Produktion sich wiederum vermehrt bis auf 17 617 Millionen Kilogramm — ein weiteres Bild von der Steigerung der Produktion in diesem verhältnismäßig kurzen Zeitraum, die die gleichzeitige Vermehrung der Bevölkerung um ein Vielfaches überragt. Während der Verbrauch von Roheisen pro Kopf der Bevölkerung im Jahrfünft 1876—1880 sich auf 51,4 Kilogramm im Jahr belief, war er im Jahrfünft 1896—1900 141,6 Kilogramm im Jahr, im Jahre 1912 252,7 Kilogramm pro Kopf! So ging es rastlos weiter. Einen anderen Maßstab liefert die Verwendung der Baumwolle. Deutschland verarbeitete in den Jahren von 1843 bis 1850 durchschnittlich 15 782 Tonnen Rohbaumwolle. Im Jahre 1912 dagegen 501 660 Tonnen. Eine ähnliche Steigerung der Produktion unter der Einwirkung der kapitalistischen Wirtschaft können wir in fast allen Industrien verfolgen. Diese gewaltige Steigerung der Produktion wäre aber absolut nicht möglich gewesen, wenn sich nicht der Verkehr der Menschen von Ort zu Ort, von Land zu Land, von Erdteil zu Erdteil in der gleichen Zeit ebenfalls sehr bedeutend gehoben hätte.

5. Der Kapitalismus und die Steigerung des Verkehrs.

Auch das kennzeichnet das moderne kapitalistische Wirtschaftssystem, daß sich unter ihm der Verkehr in früher ungeahnter Weise gehoben hat, die Menschen immer beweglicher geworden sind. Einige Zahlen mögen das deutlich machen. Das Haupttransportmittel der modernen Zeit sind die Eisenbahnen. Im Jahre 1850 hatte Großbritannien 10 660, im Jahre 1905 36 447 Kilometer Eisenbahnen. Deutschlands Eisenbahnen bedeckten im Jahre 1850 nur 5856, im Jahre 1912 aber 62 734, die der Vereinigten Staaten von Amerika 1850 13 868, im Jahre 1912 402 887 Kilometer Streckenlänge. Diese Zunahme allein weist schon auf eine ganz ungeheure Steigerung des Verkehrs über das ganze Innere dieser Länder hin. Aber die bloße Ausdehnung des Eisenbahnnetzes sagt noch wenig über die Zunahme der Beförderung von Gütern und die Steigerung des Verkehrs der Menschen. Ob auf einer Eisenbahnstrecke an einem Tage drei oder dreißig Züge laufen, und ob die Züge wenig oder viel Wagen führen, wie groß die Wagen sind und welches ihre Besetzung, das kann man aus der bloßen Meilenzahl nicht ersehen, das ergibt sich erst aus

der Statistik des Verkehrs selbst. Es ist nicht nötig, uns hier lange mit vergleichenden Zahlen aufzuhalten, schon die absoluten Zahlen zeigen deutlich, wie es mit dem Aufschwung des Verkehrs von Menschen und Gütern beschaffen ist. Die deutschen Eisenbahnen beförderten im Jahre 1901 269 Millionen Tonnen Güter (1912 waren es 667 Millionen). Der Personenverkehr war 1903 auf den vollspurigen Eisenbahnen 949 Millionen Menschen, die 22 431 Millionen Kilometer zurücklegten, wozu noch 22,7 Millionen Menschen kommen, die auf Schmalspurbahnen 199 Millionen Kilometer zurücklegten. Was die Eisenbahnen der Welt betrifft, so gab es schon 1892 121 671 Lokomotiven, 200 367 Personenwagen und 3 332 004 Frachtwagen.

Seitdem sind die Lokomotiven und Wagen andauernd vermehrt worden*), und das Kaliber dieser Fahrzeuge wird ebenfalls zunehmend erhöht. Während die ersten Lokomotiven mitsamt dem Tender noch keine 10 Tonnen wogen, baut man jetzt Lokomotiven, die mit dem Tender über 100 Tonnen wiegen. Und ähnlich geht die Entwickelung anderer Beförderungsmittel. Nehmen wir z. B. die Handelsflotten der Welt. 1891 zählte man 11 705 Dampfer von je über 100 Registertonnen Raumgehalt, die zusammen 13,8 Millionen Tonnen Raumgehalt hatten. 1902 waren es 13 100 Dampfer mit zusammen 24,97 Millionen Tonnen Raumgehalt. Während die Zahl der Dampfer nur um 12 Proz. zunahm, ist der Raumgehalt fast verdoppelt: es werden immer riesigere Transportdampfer gebaut. Wohin wir blicken, stoßen wir auf solche Steigerung der Verkehrsmittel. Und diese Steigerung hätte nicht stattfinden können, wenn eben nicht der Menschenverkehr und der Austausch von Gütern mit ihr Schritt gehalten hätten. Gewaltige Transportmittel tragen die Güter von Erdteil zu Erdteil, kleinere sie von Land zu Land, und so wandern sie weiter bis in die entlegensten Winkel: in den einzelnen Ländern und darüber hinaus im weiten Gebiet der bewohnten Erde hat sich ein ungeheures Netzwerk des Warenaustausches und Verkehrs der Menschen ausgebreitet und zieht immer engere Maschen. Nun wird erst völlige Wahrheit, was schon früher von der Wirkung der kapitalistischen Wirtschaft gesagt wurde, daß unter ihrem Einfluß auch die letzten Reste

*) Die Zahlen des deutschen Eisenbahnverkehrs für 1912 waren: Auf vollspurigen Bahnen 1744 Millionen Menschen 39 933 Millionen Kilometer, auf schmalspurigen Bahnen 35,4 Millionen Menschen 309 Millionen Kilometer.

der alten Haus- und Dorfgemeinschaften verschwinden, daß alle geschlossenen Wirtschaften sich öffnen und in die Verkehrswirtschaft hineingezogen werden. Jetzt erst wird in seinem vollen Sinne das Wort bestätigt, das Ferdinand Lassalle in seinem Bastiat-Schultze einmal ausspricht, nämlich daß die moderne Wirtschaft sich vor früheren dadurch auszeichnet, daß jeder das produziert, was er nicht braucht, und nicht das, was er braucht. Nur bei den Bauern findet noch eine gewisse Ausnahme statt, wie denn die Landwirtschaft überhaupt noch in manchen Punkten sich von der Industrie unterscheidet. Aber in der Industrie, im Gewerbe ist es allgemeine Regel, daß niemand für den eigenen Gebrauch produziert. Beim Großindustriellen der Kohlen-, Hütten- und Walzwerkindustrie und dergleichen versteht sich das von selbst. Ein Thyssen fabriziert nicht Stahlknüppel für seinen Privatgebrauch. Aber auch der Schuhwarenfabrikant trägt selten Schuhe, die in seiner eigenen Fabrik angefertigt wurden, sondern läßt sich sein Schuhwerk gewöhnlich irgendwo auf Maß machen. Aehnlich der Kleiderkonfektionär und so weiter. Das ist eines der Kennzeichen der modernen kapitalistischen Wirtschaft, und es ist erst im vollen Maße allgemeine Tatsache geworden, seit wir uns vollständig in der Verkehrswirtschaft befinden.

Da sollte man nun meinen, daß es ganz gleich sei, wo einer produziert, wenn er nur irgendeinem Markte nahe ist, und wirklich schien es, als ob die Menschheit sich handeltreibend und produzierend regellos oder dem bloßen Wink gelegentlicher Konjunktur folgend durcheinanderwürfeln würde. In den Städten des Mittelalters — vom flachen Land gar nicht zu reden — war es bekanntlich anders gewesen. Forscht man den Verhältnissen der Zunftzeit nach, so wird man finden, daß die Gewerbe sich meist in bestimmten Straßen ausschließlich ansiedelten. Wir haben ja in vielen Städten noch die alten Namen von Straßen nach Gewerben, wie Schmidtstraße, Weberstraße, Seilerweg, Färbergasse und dergleichen mehr. Als die kapitalistische Wirtschaft aufkam, hat sie in den ersten Epochen die meisten dieser Absonderungen aufgehoben und die Menschen ziemlich stark durcheinandergewirbelt. Heute aber sehen wir — und das ist ein Merkzeichen der vorgeschrittenen kapitalistischen Entwickelung — in neuer Form wieder auftauchen, was in seiner Art im Mittelalter obgewaltet hatte: neue örtliche Zentralisationen bestimmter Produktionszweige. Sie werden einerseits dadurch bewirkt, daß die Herstellung gewisser Rohprodukte und Halbfabrikate, wie z. B. die Produktion von Eisen und

Stahl, sich dorthin zieht, wo Erze und Kohle leicht zu erhalten sind. Solche Zentren werden aber auch dort gebildet, wo Naturkräfte billig zur Verfügung stehen. Dann wiederum ziehen sich bestimmte Produktionszentren an Orten zusammen, wo aus irgendwelchen, oft fast nur auf Herkommen beruhenden Gründen die für sie in Betracht kommenden Märkte sehr nahe, die Absatzstellen leicht zu erreichen sind, und endlich wird die örtliche Zentralisation von Industrien auch bewirkt oder gesteigert durch die Rücksicht auf den Arbeitsmarkt. Gewisse Industrien ziehen sich in bestimmten Gegenden zusammen, weil dort für sie die beste Gelegenheit ist, eingeschulte Arbeiter leicht zu finden, sie nach Bedarf leicht zu entlassen und ebenso wieder neu einstellen zu können. So haben wir z. B. ganz bestimmte Textilzentren. Ein Unternehmer der Textilbranche wird seine Fabrik zehnmal lieber dort als irgendwo anders aufmachen, weil er sicher ist, dort Arbeiter zu bekommen, die er bequem wieder loswerden kann, wenn er sie nicht mehr braucht. Auch spielt der Ruf der Fabrikate der Oertlichkeit für ihn eine große Rolle. Trotz aller guten Ratschläge, die Industrien aufs Land zu verlegen, weil der Boden und die Arbeitskräfte dort billiger seien, zeigt sich die Tendenz zu örtlicher oder Bezirke umfassender Zentralisation als die stärkere Kraft. Da haben wir Distrikte für rohes und halbverarbeitetes Eisen, Distrikte für Stahlwaren, Distrikte für Tuche, Zentren für Seidenstoffe, für feinere Damenkleiderstoffe, Gegenden, wo die Schuhwarenindustrie sich hinzieht, und so weiter, und so weiter.

In diesen modernen Industriezentren produziert man aber selbstverständlich nicht für den örtlichen Markt und selbst nicht nur für den Markt des eigenen Landes, sondern für den Weltmarkt. Das ist bei der Spezialisierung und dem Großbetrieb unserer Zeit gar nicht anders möglich. Gerade von dieser Seite her ist das Netz von Handels- und Austauschverbindungen, das sich, wie wir gesehen haben, über die ganze Erde ausbreitet, eine Notwendigkeit geworden. Gegenüber alledem, im Angesicht unserer ungeheuren Verkehrsmittel, der riesigen Dampfer und Eisenbahnen, im Angesicht der unausgesetzten Steigerung des Verkehrs der Personen von Land zu Land, müssen die heutigen Bestrebungen, die nationalen Wirtschaftsgebiete durch Schutzzölle abzugrenzen, als hoffnungslose Reaktion betrachtet werden. Es sind Aushilfsmittelchen, die eines Tages an ihren Widersprüchen versagen werden und die seinerzeit in Deutschland nur möglich waren, weil reaktionäre Kräfte das Heft in der Hand hatten. Wer da verfolgt, aus welchen Urbestandteilen unsere Produktionsmittel und die Gegenstände des privaten Verbrauchs zusamemngesetzt sind, würde erstaunen darüber, wieviel Erdteile zusammenwirken mußten, um unserer Volkswirtschaft diese Elemente zuzuführen. Es ist bezeichnend, daß wir selbst von solchen Früchten, die unser heimischer Boden trägt, heute gewaltige Mengen zur Ergänzung der heimischen Produktion aus den entlegensten Gegenden der Welt beziehen, wie z. B. Aepfel aus Kalifornien, aus Südauftralien und anderen Weltteilen. Wir könnten in der heutigen Weise gar nicht mehr existieren, wir müßten zurückgehen auf die Lebensverhältnisse ganz barbarischer Zeiten, wenn wir auf jenen Austausch verzichten wollten. Welche ungeheure Bedeutung hat nicht die Baumwolle für uns, die wir in Deutschland gar nicht ziehen können, wie viele Hunderttausende von Arbeitern leben nicht nur von der Verarbeitung der Baumwolle zu Garnen, Stoffen und Strickwaren aller Art! Die Arbeit von hunderttausenden Arbeitern würde stocken, wenn wir die Baumwolle nicht mehr in den obengenannten Riesenmengen beziehen könnten oder wollten. Das gilt nicht minder von der Rohwolle. Wenn wir in Deutschland soviel Wolle herstellen wollten, wie wir für unsere Wollindustrie brauchen, so würden unsere Landwirte extensive Viehwirtschaft treiben müssen, die sich bei uns heute gar nicht mehr lohnt, und andere lohnendere Zweige der Landwirtschaft aufgeben müssen. Extensive Schafzucht zahlt sich heute nur noch auf den weiten Triften von Ländern wie Australien, Südafrika, Argentinien usw. und in gewissen Heidegegenden Deutschlands*)

6. Der Kapitalismus und die Vermehrung der Umlaufsmittel.

Diese Steigerung des Verkehrs, diese Vermehrung und Vervollkommnung der Produktionsmittel und diese Zunahme und Ausdehnung der Unternehmungen sind einige der Hauptzüge der modernen kapitalistischen Wirtschaft. Sie hat eine große Vermehrung der Produkte im Gefolge. die als Waren auf den Markt geworfen werden. Waren tauschen sich aus oder werden gekauft und verkauft gegen Geld. Wenn nun der Austausch von Waren in größerem Umfange vor sich geht als in früherer Zeit, dann konnte es natürlich auch mit dem

*) Wie der Krieg auf die hier und in den folgenden Abschnitten geschilderte Entwicklung eingewirkt hat, siehe Nachtrag.

Geld nicht so bleiben, wie es früher gewesen ist, mußte die Menschheit in viel höherem Maße als früher Geld und andere Umlaufsmittel haben, um diesen großen Warenaustausch ausgleichen zu können. Während die Menschen, als sie dazu übergingen, Geld aus Metall herzustellen, erst Eisen und Kupfer und dann Silber dazu nahmen, hat auf höherer Wirtschaftsstufe auch das Silbergeld nicht mehr für die nötigen Zahlungen ausgereicht. Man zog das kostbare Gold heran, und heute geht ein Land nach dem andern dazu über, die Goldwährung einzuführen, das heißt, Gold zum gesetzlichen Zahlungsmittel für alle Zahlungen einzusetzen, die einen gewissen kleinen Betrag übersteigen. Immer größere Mengen von Gold werden infolgedessen zum Dienst als Geld gebraucht, und so ist auch die Goldproduktion entsprechend gestiegen. Von 1800 bis 1848 war der Goldvorrat der Länder europäischer Kultur nur von 7940 auf 9560 Millionen Mark im Wert gestiegen, von 1848 bis 1900 dagegen ging die Steigerung von 9560 auf 35 500 Millionen Mark. Die Goldproduktion der Welt bewertete sich 1848 auf 150 Millionen Mark, 1898 dagegen auf 1140 Millionen Mark. Und was den Umlauf dieses Goldes betrifft, so gilt das gleiche, was oben von den Eisenbahnen gesagt wurde, auch hier. Wie auf ein und derselben Strecke sowohl 3 als auch 30 und mehr Züge den Tag laufen können, so kann ein und dieselbe Münze je nachdem nur wenig und sehr oft umlaufen. Wäre das nicht der Fall, so würden die Kulturvölker noch viel mehr Umlaufsmittel nötig haben, als sie tatsächlich besitzen. Das Hartgeld hat ohnehin seit langem nicht mehr ausgereicht, den ganzen Austausch an Gütern und Werten zu vermitteln. Es haben Ersatzmittel des Hartgeldes gefunden werden müssen, die an Stelle von Metallgeld dessen Dienste verrichteten. Diese Aufgabe erfüllt zum Teil das Papiergeld, das in Verschreibungen irgendwelcher Art besteht: Staats- und andere Kassenscheine, Banknoten, Wechsel, Schecks.

Mit der Statistik dieser Ersatzmittel des Geldes gewinnen wir erst ein volles Bild, welch gewaltigen Umfang der Austausch in der kapitalistischen Wirtschaft angenommen hat. Eines der Ersatzmittel von Gold für den Austausch ist, wie eben bemerkt, die Ausgabe von Banknoten. Banken bekommen von den Staaten gegen gewisse Verpflichtungen das Privilegium, Noten auszugeben gegen Geld, das bei ihnen hinterlegt wird. Im Jahre 1913 nun hatte die deutsche Reichsbank einen mittleren Umlauf an Banknoten in Höhe von 2593 Millionen Mark, von der Bank von Frankreich waren — in Mark umgerechnet — 4827 Millionen, von der Bank von England 592 Millionen, von der Oesterreichisch-Ungarischen Bank 2112 Millionen, und von der russischen Reichsbank 1668 Millionen Rubel in Umlauf, und die betreffenden Zahlen steigen von Jahr zu Jahr. Noch größer ist der Umlauf in Wechseln, d. h. Zahlungsverschreibungen der Geschäftswelt gegen Warenlieferungen und Geldvorschüsse. Sie sind das eigentliche Aushilfsmittel des Handels, denn die Banken benutzen ja ihr Notenprivilegium hauptsächlich nur dazu, gegen Zinsen — hier Diskont genannt — Wechsel einzulösen, bevor sie fällig geworden sind, und daraus ihren Gewinn zu schlagen. Erst durch die Statistik des Umlaufs von Wechseln kann man einen vollen Einblick in die ungeheure Steigerung des Austauschverkehrs gewinnen. Es laufen nun im Handel und Verkehr eine Menge von Wechseln um, die gar nicht zur Reichsbank kommen, weil diese nur besonders sichere Wechsel diskontiert. Aber selbst wenn wir uns nur an die Reichsbank halten, so erfahren wir, daß diese im Jahre 1903 einen Wechselumlauf hatte von 9 664 758 000 Mk. (1913: 12 695 311 000 Mk.). Und in anderen Ländern sind die Zahlen entsprechend hoch.

In England kommt zum Banknoten- und Wechselverkehr noch der Scheckverkehr. Es gibt dort sehr viele Banken, bei denen die kleinen Geschäftsleute und auch viele Privatleute etwas Kapital, je nachdem auch ihre laufenden Eingänge einzahlen, und dann alle Zahlungen, die sie zu machen haben, einfach in Zahlungsanweisungen auf das Bankhaus leisten, oft bis auf die kleinsten Beträge herab. Diese Zahlungsanweisungen, die beim Vorzeigen sofort eingelöst werden, und für welche die Banken ihren Kunden Formulare geben, nennt man Schecks. Sie sind in England so allgemein, daß man dort im Handel und Verkehr viel weniger mit barem Gelde zahlt als bei uns. Fast jeder zahlt in Form des Schecks, der Scheckverkehr ist aus vielen Gründen bequemer als der Verkehr in Hartgeld. So wurden 1895 eingezahlt bei den Bankhäusern in London: Schecks und Wechsel 96,8 Proz., Noten der Bank von England 2,2 Proz., Noten von Provinzialbanken 0,4 Proz. Die Bank von England hat denn auch im Verhältnis zum Reichtum und Handel Englands viel weniger Noten im Umlauf als unsere festländischen Banken. Indes wird schon stark darauf hingearbeitet, den Scheck auch bei uns einzubürgern, nachdem man in Oesterreich in Verbindung mit den Postsparkassen den Postscheck eingeführt hat (1904 wurden in Oester-

reich im Postscheckverkehr nahezu 15 Milliarden Kronen umgesetzt). Andere Länder haben das Beispiel gleichfalls nachgeahmt. Ueberall sucht der Verkehr nach neuen Umlaufsmitteln. Es kann hier auch daran erinnert werden, daß von den fünf Milliarden Kriegskosten, die Deutschland nach dem Kriege von 1870/71 Frankreich auferlegte, nur 617 Millionen in Metall, dagegen 4372 Millionen in Banknoten, Wechseln usw. bezahlt wurden. So hat das Tauschmittel, das einst in Muscheln oder Tieren und selbst in Menschen bestand, und das dann Eisen und Kupfer, dann Silber und dann Gold abgeben mußten, sich immer beweglicher gestaltet. Wie die Verkehrsmittel, insbesondere die Eisenbahnen, immer größere Geschwindigkeit erhalten, so hat sich auch das Umlaufsmittel in der kapitalistischen Volkswirtschaft ungeheuer verflüssigt.

7. Der Kapitalismus und die Beweglichkeit des Kapitals.

Aber nicht nur das Umlaufsmittel, auch noch etwas anderes hat sich verflüssigt und bewegliche Gestalt erhalten, und das ist das gewerbliche Kapital selbst, das stofflich in Waren, in Maschinen, in großen Anlagen besteht, die je nachdem viele Gebäude, Erdwerke, Kanäle usw. umfassen. In seiner Eigenschaft als Betrieb könnte man das alles teils gar nicht, teils nur äußerst schwer vom Ort wegbringen, und ebenso kann man es nicht aufteilen, ohne es zu zerstückeln und damit den Produktionswert zu vernichten oder sehr zu verkleinern. Durch das Mittel der Aktie jedoch hat man es verstanden, das Eigentum an solchen Unternehmungen ungemein beweglich und teilbar zu machen. Die Aktie ist ein Anteil am Kapitalwert des Unternehmens, und es ist heute die Regel, daß die großen Unternehmungen als Aktiengesellschaften ins Leben gesetzt oder aus Eigentum einzelner in solche umgewandelt werden. Das Kapital solcher Gesellschaften ist eingeteilt in eine größere oder geringere Anzahl Aktien von gleichem Nennwert, die mit der größten Leichtigkeit den Besitzer wechseln können. Eine Fabrik auf Aktien gehört danach einer Anzahl Menschen, die überall wohnen mögen, der eine hier, der andere dort, sie gehört heute zum Teil anderen Menschen als gestern, und morgen unter Umständen zum Teil wieder anderen Menschen als heute, und damit ist auch das Industrie- und Warenkapital zu ungemein starker Beweglichkeit gebracht worden. Für das Jahr 1891 ermittelte Professor Juraschek für Deutschland 3712 Aktiengesellschaften mit einem Aktienkapital von 6845 Millionen Mark und einer Kapitalschuld von 6387 Millionen Mark Obligationen (Anteile, die nur einen festen Zins erhalten, der aber vom Ertrag des Unternehmens vorweggenommen wird) zusammen also ein Kapitalwert von über 13 200 Millionen Mark. In England sind die Zahlen noch größer. Dort gab es im Jahre 1886 9471 Gesellschaften mit einem Kapital von nach unserem Gelde zusammen 10 580 Millionen Mark, und zehn Jahre später war die Zahl der Gesellschaften auf 21 223 und das Kapital auf 22 908 Millionen Mark gestiegen. Heute wird der Kapital- und Obligationenwert der Aktiengesellschaften Deutschlands auf weit über 20 Milliarden berechnet*), und ebenso verhält es sich in England und anderen Ländern.

Zu den Aktiengesellschaften kommen jedoch noch andere Arten von Teilhaberunternehmungen hinzu, wie Kommanditgesellschaften, Gesellschaften mit beschränkter Haftung, offene Handelsgesellschaften, eingetragene Gesellschaften und dergleichen. Auch bei der großen Anzahl dieser kann der Anteil leicht den Besitzer wechseln. Immer mehr wird damit das Eigentum an Fabriken und sonstigen gewerblichen Unternehmungen flüssig, und damit das Kapital selbst zu einem Umlaufsmittel. Aber nicht nur dies. Das Kapital wird auf diese Weise auch immer unpersönlicher, es wird die reine Allerweltssache. Früher waren die Werkstatt oder der Laden mit ihrem Eigentümer persönlich verbunden, sie trugen seinen Namen und empfingen von ihm ihren Stempel, sie waren „seines Geistes". Heute bedeutet ein Unternehmen, das einer Aktiengesellschaft gehört, meistens nur noch das Geschäft, aber keine Person. Seine Aktien laufen ins Blaue um, man weiß nicht, wer alles Stücke davon in Händen hat, und wo die Inhaber hausen.

8. Der Kapitalismus und die Zunahme der Kapitalisten.

Die Form des Aktienunternehmens hat aber auch noch eine andere Wirkung. Es nimmt auf Grund ihrer zu die Zahl der Nichtproduzenten: die Zahl der müßigen Gesellschafter. Die Zahl derer, die ohne jede Mitarbeit teilhaben am gesellschaftlichen Mehrprodukt, wird immer größer.

*) Der Wert der Aktien allein überstieg 1906 14 Milliarden Mark.

Was ist denn im Grunde eine Aktie? Ein Rechtstitel auf die Ueberschüsse des betreffenden Geschäfts, eine Anweisung auf die Erträge, die es über die Löhne der Arbeiter und sonstigen Angestellten hinaus abwirft. Früher, ehe die Aktiengesellschaften bestanden, mußte derjenige, der solchen Ueberschuß einstreichen wollte, selbst ein Unternehmen gründen, heute braucht jemand, der Geld hat, sich damit oder darüber nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, andere tun es für ihn. Zugleich ist heute für eine Großunternehmung ein entsprechend großer Kapitalist nicht unbedingt vonnöten. Eine Anzahl mittlerer und kleiner Kapitalisten, die Aktien nehmen, tun es auch. Das hat eine weitere soziale Wirkung.

Früher nahm man an, daß, je mehr die Unternehmungen sich vergrößern, desto mehr auch eine Konzentration der Kapitalien insofern stattfinde, daß die Zahl der Kapitalisten immer mehr zusammenschmelzen werde. Mit anderen Worten, daß die Kapitalisten selbst immer *reicher*, ihre *Zahl* aber immer *kleiner* werden würde. Das letztere ist jedoch nicht eingetroffen. Tatsächlich kann vermöge der Aktienform neben der großen Konzentration der Unternehmungen doch eine gewisse *Dezentralisation der Vermögen* vor sich gehen. In Deutschland ist das freilich schwer festzustellen, und zwar aus folgenden Gründen. Unsere Aktien in Deutschland lauten nicht auf den Namen ihres jeweiligen Eigentümers, sondern kurzweg und *namenlos* auf den jeweiligen Inhaber. Das heißt, wer sie hat, der hat sie eben, und wenn er sie verkauft, so gibt er sie einem anderen, ebenso wie man eine Banknote aus der Hand gibt. Niemand braucht von diesem Tausch zu erfahren. Das englische Aktiengesetz ist etwas anders; dort werden die Aktien der gewerblichen Unternehmungen meist auf den Namen des Besitzers ausgestellt, und wenn man eine solche Aktie verkauft, so muß der Besitzwechsel ausdrücklich übertragen und in das Buch der Aktiengesellschaft eingeschrieben werden, und außerdem besteht für alle solche Aktiengesellschaften in England ein großes staatliches Registrieramt, wo ebenfalls über diese Gesellschaften Buch geführt wird und jeder Wandel hinsichtlich der Inhaber der einzelnen Aktien amtlich eingetragen wird. Diese amtlichen Bücher kann jeder gegen eine kleine Gebühr einsehen, so daß eine ziemlich genaue Kontrolle über die Verteilung des Kapitals der Gesellschaften möglich ist. England ist darin bei weitem nicht so dem schrankenlosen Kapitalismus ergeben wie Deutschland, in England kann jeder Privatmann zu dem Amt gehen und für einen Schilling sich

das Buch der Gesellschaft zeigen lassen, die er kontrollieren will. Jeder kann sich Kenntnis davon verschaffen, wer denn nun Aktien einer bestimmten Gesellschaft hat. Das kann unter Umständen sehr gut sein. Unser heutiges Aktienkapital ist nicht nur unpersönlich, es ist damit auch in hohem Grade *unverantwortlich*. Der Aktionär bezieht seine Dividende, ohne daß er weiß, unter welchen Bedingungen der Gewinn, den er einstreicht, produziert ward; das braucht ihn als Aktionär nicht zu kümmern. In England kann man aber einem Menschen je nachdem vorhalten: „Du willst ein großer Volksfreund sein? Mein Freund, du hast Aktien von dem und dem Unternehmen, wo erbärmliche Zustände herrschen, kümmere dich einmal gefälligst darum, daß es anders wird.“ Das ist schon oft Politikern oder anderen Leuten in öffentlicher Stellung, z. B. auch Bischöfen, kräftiglich gesagt worden. Zugleich kann man aber auch feststellen, in wieviel Händen sich die Anteile der verschiedenen Unternehmungen befinden. So ist festgestellt worden, daß das Kapital von fünf sehr berühmten englischen Großbrauereien — und eines der Gewerbe, wo die Konzentration mit am meisten eingetreten ist, ist ja gerade die Brauerei — sich verteilt auf 16 604 — sage sechzehntausendsechshundertundvier — Personen, die Stammaktien haben, und auf etwa 10 000 Inhaber von Obligationen. Jede dieser Großbrauereien hat vielleicht etliche hundert Kleinbrauereien aufgesogen, aber die Kapitalisten sind, wie man sieht, darum nicht weniger geworden. 16 600 große und kleine Anteilhaber an fünf Brauereien! Soweit kann sich das Kapital als Eigentum bei der Aktienform dezentralisieren.

Jeder hat heute von den Trusts gehört, die eine noch höhere Form der modernen Großunternehmung sind, gewissermaßen die Konzentration des schon konzentrierten Kapitals darstellen. In England haben sich insbesondere große Trusts gebildet in der Spinnerei und verwandten Industrien. Da gibt es z. B. einen berühmten Trust in der Feinspinnerei: den Feingorntrust. 31 sehr große Fabriken hatten sich zusammengetan zu einem großen Trustverband mit einem Riesenkapital von über 100 Millionen Mark. An die Stelle der getrennten Leitungen der 31 einzelnen Fabriken bzw. über sie als Kopf ist eine große Zentralleitung getreten. Gewiß eine Riesenkonzentration. Wem aber gehören die Aktien? 1898 wurde die Zahl von nicht weniger als 4774 Aktieninhabern dieses Trusts festgestellt. So sehr ist die Aktie ein Mittel, das Kapital hinauszutragen ins Land, es in viele Hände zu bringen. Denn die

große Masse der Unternehmungen, die konzentriert sind, haben Aktien in aller Welt herumlaufen.

Man muß sich freilich hüten, die so ermittelten Zahlen einfach zu addieren und dann zu sagen, die erhaltene Summe zeige die Gesamtzahl der Aktionäre. Das lieferte ein Trugbild. Denn es gibt Riesenkapitalisten, die Aktien von allen möglichen Gesellschaften haben, und die so in der Liste jeder dieser Gesellschaften von neuem aufmarschieren. Aber neben ihnen steht und wächst auch ein Heer von Rentiers aller möglichen Grade. Man werfe nur einen Blick auf unsere heutigen Städte, wie dort die Quartiere der Reichen sich immer mehr ausdehnen. Die eleganten Viertel mehren sich nicht nur in Berlin, sondern in allen anderen Großstädten und vielen Mittelstädten. Ihr Wachstum läßt so recht augenscheinlich erkennen, wie sehr die Zahl der Kapitalisten unter dem Schutz der Tatsache anwächst, daß die Eigentumstitel so leicht dezentralisiert werden können. Die Unternehmungen werden größer, ihre Konzentration nimmt zu, aber es wächst trotzdem die Zahl der Kapitalisten. Und mit den Kapitalisten wächst die Zahl derjenigen, die für deren spezielle Bedürfnisse arbeiten. Es wächst die Zahl der Dienerschaft der Reichen, es wächst die Zahl derer, die Luxuswaren für sie herstellen. Eine immer größere Summe von Arbeit wird aufgewendet für die Herstellung von Genußgütern für Kapitalisten, die von den Anteilen an der Arbeit der Gesamtheit leben, und deren Gefolge. Wäre das nicht der Fall, so wäre entweder die Gesellschaft schon längst an ihrem Ueberschuß bankerott gegangen oder die Arbeiterklasse müßte ganz anders zu leben haben, als dies heute der Fall ist. Wir haben ja vorher gesehen, wie kolossale Produktivkräfte heute im Wirtschaftsleben am Werke sind. Etwas freilich hat sich auch das Leben der Arbeiter verbessert, aber doch lange nicht in dem Maße, wie unsere Produktion gestiegen ist. Und zwar gerade aus dem Grunde, weil ein großer Teil unserer Produktion verwendet wird für Klassen, die nicht arbeiten, und deren Trabanten.

Wir können somit als weitere Folge der modernen kapitalistischen Wirtschaft feststellen eine immer stärkere Trennung der produktiven Arbeit von den Rechtstiteln auf die Ueberschüsse dieser Arbeit. Der Aktionär weiß nur, wie die Aktie, die er hat, im Kurs steht und wie die kommerziellen Aussichten der Unternehmung sind. Aber wie produziert wird und wer produziert, darum kümmert er sich nicht. Er ist vom Unternehmen ganz getrennt, er weiß meistens nicht

einmal etwas von dessen Verwaltung. Wenn heute Aktiengesellschaften ihre Generalversammlung abhalten, so spielt dabei gewöhnlich niemand eine lächerlichere Rolle als wie der echte Aktionär. Die paar echten Aktionäre, die etwa hinkommen, sind meist in der Minderheit, sie haben sich einfach dem zu fügen, was die Direktoren und die von diesen kommandierten Aktionäre beschließen. Der Aktionär leistet weiter nichts, als daß er Geld hergibt und dafür, wenn es gut geht, soundso viel Dividende bezieht, die andere erarbeitet haben.

9. Der Kapitalismus und das Wachstum der Städte.

Eine andere Wirkung der kapitalistischen Wirtschaftsentwickelung ist die steigende Ansammlung der Menschen in großen Städten und Industriezentren. Die Städte wachsen immer mehr an. Einesteils weil die Industrie immer mehr Menschen beschäftigt, dann auch, weil der ganze in den Städten angesiedelte Tausch- und Handelsverkehr ein immer umfangreicherer wird und schließlich wegen der vielen Reize des städtischen Lebens. Damit wird aber zugleich dieses städtische Leben immer mehr maßgebend für das ganze soziale Leben der Nation. Es ist noch gar nicht so lange her, daß in Preußen selbst die Großstadt Berlin noch stark unter dem Einfluß des platten Landes stand. Wenn z. B. zum Wollmarkt die Gutsbesitzer der Provinz, die sogenannten „Wollonkel", nach Berlin kamen, dann merkte man das sofort an allerhand Veranstaltungen. Die „Onkel" fielen in den Straßen auf, ihr Kommen war eine Art Ereignis. Heute kümmert sich kein Mensch darum. Aber auch sonst stand das soziale Leben, die Auffassung großer Teile der Bevölkerung noch vielfach unter dem Einfluß des flachen Landes. Seine Ueberlieferungen lebten noch lange in den Köpfen des Zugewanderten nach. Mit der Zeit hat sich das jedoch gründlich geändert. Die Stadt ist ganz allgemein maßgebend geworden für die sozialen Bedürfnisse. In England, das sich schon früher kapitalistisch entwickelt hat als Deutschland, wohnen heute nahezu fünf Sechstel des Volkes in den Städten, und im eigentlichen England mit Wales, aber ohne Schottland und Irland, zählte man schon 1891 61,4 Proz. der Bevölkerung in Städten von über 10 000 Einwohnern. Bei uns vollzieht sich derselbe Prozeß. 1867 wohnten noch zwei Drittel der Bevölkerung auf dem flachen Lande und in Landstädten, 1910 nur

noch zwei Fünftel, d. h. weit weniger als die Hälfte. Von 26,3 Millionen fiel die Bevölkerung der Dörfer und Landstädte auf 25,7 Millionen, während in derselben Zeit die Bevölkerung der Klein-, Mittel- und Großstädte zusammen von 13,7 auf 39 Millionen stieg.

Mit diesem Bevölkerungsübergewicht der Städte werden, wie schon im ersten Vortrag gesagt ward, auch die Auffassung und die Sitten der Stadt tonangebend in der Nation. Das Landvolk, das früher stolz war auf sein eigenes Leben und mit einer Art Mitleid auf die Stadt herabblickte, die nur Inseln bildete im großen Meere, ist heute sehr davon abgekommen. Heute blickt der Landbewohner nach der Stadt und möchte, soweit nur dies irgend möglich ist, so leben wie der Städter. Darin steckt ein großes Stück unserer modernen Agrarfrage. Wenn unsere Bauern nur so leben wollten, wie sie früher gelebt haben, so könnten sie ganz gut existieren. Sie wollen es aber in immer mehr Dingen den Städtern nachmachen. Das soll ihnen nicht verdacht werden, nur sollen sie nicht auf die Landarbeiter schimpfen, wenn sich bei diesen das gleiche Streben geltend macht. Das städtische Leben drückt eben unserer Epoche den Stempel auf. Und auch für das politische Leben erhält die Stadt, erhält die Industrie immer größere Bedeutung. Schon 1895 war in Deutschland der Wert der Industrieprodukte, obwohl damals noch die Landbevölkerung der Stadtbevölkerung die Wage hielt, erheblich größer als der Wert der landwirtschaftlichen Produkte, und dies Uebergewicht steigert sich von Jahr zu Jahr. Die Industrie wird für den Reichtum der Nation der entscheidende Faktor, die Produktion des flachen Landes nimmt im Verhältnis zur industriellen Produktion einen immer kleineren Raum ein. In den Städten und Industrieorten wird heute der größte Teil des Reichtums der modernen Nationen geschaffen.

10. Der Kapitalismus und die Zunahme der Arbeiterklasse sowie der Angestellten.

Damit ist denn auch so manche Folgerung aus den früheren Verhältnissen hinfällig geworden. So steht es heute schon sehr schief um die Wahrheit des bekannten Satzes: „Hat der Bauer Geld, so hat's die ganze Welt". Nein, immer stärker merken es Handel und Wandel, daß, wenn der Arbeiter Geld hat, es „die ganze Welt" hat. Neben der Kapitalistenklasse hat sich, wie wir gesehen haben, eine andere Klasse entwickelt und immer größere Zahl erlangt: die moderne gewerbliche Arbeiterklasse. Die kapitalistische Wirtschaft hat als eine weitere Folge ihrer Umwälzungen auf dem Gebiete von Produktion und Verkehr die Wirkung gehabt, daß die Lohnarbeiterklasse einen ganz anderen sozialen Charakter erhalten hat, als wie er früher beschaffen war. Der alte gewerbliche Arbeiter hatte die Erlangung gewerblicher Selbständigkeit noch vor Augen, aber solange er Lohnarbeiter war, war er dafür sozial durchaus unselbständig. Da er in der Regel beim Meister in Kost und Logis lebte, galt er auch nicht als Staatsbürger, solange er nicht selbst Meister war. Erst wenn er sich selbst etablierte, heiratete er. Das hat heute gänzlich aufgehört. Der Arbeiter heiratet als Lohnarbeiter, er weiß, daß er als Lohnarbeiter sterben wird. Er bleibt als Gewerbstätiger unselbständig, arbeitet sein Leben lang für Lohn, aber er wird als Lohnarbeiter Familienvater, wird selbständig als Staatsbürger und erlangt auch als Konsument eine große Bedeutung für das Wirtschaftsleben. Was bedeutete der frühere Handwerksgeselle als Konsument für die Volkswirtschaft? Nicht viel mehr als heute der Lehrling.

Es gibt für Preußen eine Gewerbezählung aus dem Jahre 1846. Sie zeigt, daß damals fast in allen Gewerben die Zahl der Meister erheblich größer war als die der Lohnarbeiter, die Gesellen also auch im Glauben leben konnten, selbst es noch zur Selbständigkeit zu bringen. Diese Selbständigkeit war nun freilich oft jammervoll genug. Aber wie sie ausfiel, das hing von allerhand Glücksumständen ab, und so hielt die Aussicht auf sie die Masse der Arbeiter von großen Zielen und Klassenbestrebungen zurück. Ihr eigener Konsum neben der vom Meister gelieferten Kost spielte keine Rolle, der Lohn ward auf der Herberge oder auf dem Tanzboden verausgabt, öffentliche Fragen hatten für den Arbeiter kein direktes Interesse. Heute aber muß der Arbeiter sich um öffentliche Fragen kümmern, denn sein Wohl und das seiner Familie werden durch die Politik des Staats direkt betroffen. Jetzt spielt der Arbeiter aber auch als Konsument eine große Rolle. Bei der letzten Berufszählung — 1912 — wurden in Deutschland 8,6 Millionen Lohnarbeiter in der Industrie gezählt, worin aber nicht mitgezählt sind die Arbeiter im Transportgewerbe, im Handel, und die große Masse der kleinen Leute, die, scheinbar selbständig, faktisch auch nichts weiter sind als Arbeiter.

Wenn man alle diese und ihre Familienangehörigen zusammenzählt, dann bekommt man eine Bevölkerung von 25 Millionen Köpfen, und wieviel die verbrauchen und wie sie ihre Bedürfnisse entwickeln können, das ist von größter Bedeutung für Handel und Gewerbe. Von großer Bedeutung ist auch die Zunahme der technischen und kaufmännischen Angestellten in der modernen Volkswirtschaft. Sie ist die lebendige Folge und Illustration des gesteigerten Umfanges der Betriebe und ihres Warenumsatzes sowie der ihm zugrunde liegenden Vermehrung und Vergrößerung der in der Produktion und im Verkehr verwendeten Maschinen. Von 1882 bis 1907 vermehrte sich in Deutschland in Industrie und Bergbau dieses Personal von 99 076 auf 686 007, d. h. um 592,4 Proz. auf das Siebenfache, in der Gesamtwirtschaft (Industrie, samt Handel, Verkehr und Landwirtschaft) von 307 268 auf 1 290 728, d. h. um 320,1 Proz. oder auf mehr als das Vierfache. Eine Minderheit dieser Schicht gehört den besitzenden Klassen an oder rechnet sich ihnen zu. Die Mehrheit fühlt sich immer mehr der Arbeiterklasse wesensverwandt und ist auch samt ihren Angehörigen sozial ihr zuzurechnen. Haben alle diese Klassen Geld, dann hat's zwar nicht die ganze Welt, wohl aber ein gutes Stück davon.

11. Die Schäden und die Ueberwindung des Kapitalismus.

Aber auf dem Lohn des Arbeiters lastet der Druck der Kapitalsmacht, lastet der Druck der Ansprüche des Eigentums in den verschiedensten Gestalten. Mit dem Wachstum der Städte, mit der geschilderten Steigerung des Verkehrs haben sich auch neue Bedürfnisse, neue Aufgaben für Staat und Gemeinden eingestellt, Aufgaben, die man früher kaum in ihren Keimen kannte, Fragen, von denen man früher keine Ahnung hatte. Was hat man vor hundert oder selbst sechzig Jahren bei uns für einen Begriff von den sozialen Wirkungen der Grundstücksspekulation und des Steigens der Bodenpreise in den Städten gehabt? Heute sehen wir in allen Städten die Bodenpreise und damit auch die Wohnungsmieten steigen. Wir haben heute eine viel bessere Kenntnis von den Anforderungen der Wohnungshygiene, als man sie in früheren Jahrhunderten hatte, aber die große Masse der Arbeiter und kleinen Beamten wohnen heute in vieler Hinsicht schlechter als damals, viel weiter getrennt von der Natur, viel beschränkter in bezug

auf Luft und natürliches Licht als früher. Dazu aber hat sich das Wohnwesen sehr verteuert. Jedesmal, wenn die Arbeiter dazu kommen, infolge guter Geschäftslage ihre Löhne zu erhöhen, steigt in derselben Zeit, weil der Andrang in die Städte zunimmt, der Preis der Wohnungen, und von dem, was der Arbeiter im Lohnkampf errungen hat, wird ein großer Teil ihm wieder fortgenommen in der Form von erhöhten Mieten. Das ist ein Stück des Problems der städtischen Grundrente, und zugleich mit der Notwendigkeit, diesem Problem zuleibe zu gehen, stellen sich noch eine ganze Reihe von Aufgaben der städtischen Verwaltungen ein, die gelöst werden müssen zum Besten der großen Allgemeinheit derer, die von ihrer Arbeit leben. Gegen solche Lösung stemmt sich jedoch das Kapitalinteresse, das Interesse der Besitzer von Boden und Kapital, und wenn es heute vielfach übermächtig ist, so eben zum Teil deshalb, weil die Kapitalistenklasse wächst und nicht abnimmt. Weil sich der Kapitalbesitz über das ganze Land hinaus ausbreitet, erhält sich auch sein starker Einfluß.

In hohem Grade war bisher in den größeren Staaten Deutschlands das Recht der Vertretung in öffentlichen Körperschaften, in Reich, Staat und Gemeinde, den Besitzenden vorbehalten. Aus der Stammsilbe des lateinischen Wortes Plutus, dem Namen des römischen Gottes des Reichtums, und dem griechischen Wort für herrschen (= kratein) hat man das Wort Plutokratie gebildet, das einen Zustand bezeichnet, wo die Reichen herrschen, und Herrschaft der Reichen hat es zu verschiedenen Zeiten in der Geschichte und unter verschiedenen Kulturverhältnissen gegeben. Sie hat zuzeiten eine gewisse kulturfördernde Wirkung gehabt, aber sie war nie ohne ihre schädlichen Seiten. Durch direkte Herrschaftsmittel und durch den starken Einfluß, den sie auf die Presse und vermittels ihrer auf die öffentliche Meinung ausübt, wirkt die Klasse der Reichen unter verschiedenen Gesichtspunkten dem sozialen Fortschritt entgegen. Sie will als privilegierte Klasse nicht untergehen, sondern in alle Ewigkeit als solche weiter existieren. Sie stellte an das Leben immer höhere Ansprüche, gab anderen Klassen den Anstoß, es ihr nachzumachen, und vermehrte damit den Druck, der auf der Arbeiterklasse lastet. Durch die Zunahme der Reichen und ihrer Ansprüche ward die Produktion in vieler Hinsicht in falsche Kanäle geleitet. Statt daß man die Wohnungen des Volkes gründlich verbesserte, wurden sie so geringwertig wie möglich hergestellt und immer üppigere Paläste für die Reichen gebaut. Eine ganze Reihe von Kultur-

aufgaben werden vernachlässigt, weil und solange die Herrschaft der Reichen durch besondere Gesetze in Staat und Gemeinden befestigt ist. Gegen sie lehnt sich auf die Bewegung zugunsten der breiten Volksklassen, die Bewegung, die man Demokratie nennt, weil sie einen Zustand erstrebt, wo das Volk (griechisch = demos) selbst herrscht, und die mittels der Herrschaft des Volkes die Privilegien des Reichtums, die auf das soziale Leben drücken, aus der Welt schaffen will. Das ist kein aussichtsloses Streben. Gewiß, die Geschichte zeigt uns eine Kette von Privilegierten, die einander nur abgelöst haben. Aber sie zeigt uns auch, daß bei fortschreitenden Nationen Privilegien sich nie andauernd haben erhalten können, sobald sie nicht der Ausdruck einer wirklichen und notwendigen gesellschaftlichen Leistung waren. Das war z. B. seinerzeit beim Feudalismus der Fall. Solange die Feudalherren ihren Hintersassen etwas leisteten, solange sie den ihnen hörigen Bauern wirklichen und notwendigen Schutz boten, haben diese, wenn auch manchmal mit Murren, die Feudallasten getragen. Dann aber kam die Zeit, wo die wegelagernden Ritter an der Fürstenherrschaft einen zügelnden Gegner fanden, wo die verwüstenden Fehden abnahmen und die Rechtssicherheit zunahm. Damit verloren die Leistungen der Feudalherren an die Bauern immer mehr an Wert, und wenn die Bauern und sonstigen Hintersassen nichtsdestoweniger gezwungen wurden, die alten Frondienste zu leisten bzw. die Gefälle in alter Höhe abzuliefern und sich das längere Zeit gefallen ließen, weil sie einmal an die Sache gewöhnt waren und die Feudalherren die Stärkeren waren, so mußte es ihnen doch immer klarer zum Bewußtsein kommen, daß ihnen für die Fronden und Lieferungen keine entsprechenden Leistungen mehr geboten wurden, und das Feudalrecht mußte den Platz räumen. So wird es auch mit den Vorrechten der modernen Plutokratie gehen. Je mehr das kapitalistische Eigentum aufhört, gesellschaftlich etwas zu leisten, was nicht durch öffentliche und genossenschaftliche Organe ebensogut und besser geleistet werden kann, je mehr es zur bloßen Quelle von Zins und Dividendenbezug wird, um so weniger wird sich das auf ihm beruhende Recht in Politik und Wirtschaft der Hebung der breiten Volksklassen in den Weg legen können.

Infolge aller dieser Umstände spiegelt heute der Kampf, den die einzelnen Gruppen der Arbeiter auf wirtschaftlichem Gebiete als Lohnkampf der Arbeit gegen die Unternehmer führen, auf politischem Gebiete sich wider als Kampf der

Demokratie — der Arbeiterdemokratie gegen die Plutokratie. Er ist der große politische Kampf, der unserer Zeit, der der Epoche der vorgeschrittenen kapitalistischen Wirtschaft den Stempel aufdrückt. Für diesen Kampf sich zu organisieren, ist die Aufgabe der Arbeiterklasse. Die Arbeiter mit diesem Gedanken zu durchdringen, das ist der Zweck dieses und der mit ihm verbundenen Vorträge.

Nachtrag.

Die Rückwirkungen des Weltkriegs auf Deutschlands Volkswirtschaft.

Der furchtbare Weltkrieg, den wir hinter uns haben, ohne sagen zu können, daß er völlig abgeschlossen wäre, hat in das Wirtschaftsleben und die sozialen Verhältnisse der an ihm unmittelbar beteiligt gewesenen Nationen tiefgehende Erschütterung hineingetragen. Diese selbst hat aber die verschiedenen Gebiete des gesellschaftlichen Organismus so verschiedenartig berührt, daß es ungemein schwer ist, über ihre weitere soziale Wirkung Bestimmtes vorauszusagen.

Was Deutschland anbetrifft, so war die erste Wirkung überall eine gewaltige Verschiebung in den Produktionsverhältnissen. Das Massenaufgebot von Soldaten, das als Folge der großen Heeresvermehrungen sofort in Aktion gesetzt wurde, schuf ein Riesenbedürfnis an Erzeugnissen der Eisen- und Stahlindustrie. Zu den vorhandenen kamen unzählige neue Munitions- usw. Werkstätten und die alten vergrößerten immer von neuem ihren Umfang. Statt der Arbeitslosigkeit, die von so vielen Schriftstellern vorausgesagt worden war, trat Arbeitermangel ein. Während bei den deutschen Arbeitsnachweisen im August 1914 auf 100 offene Stellen für männliche Arbeiter 248 Beschäftigung Suchende gekommen waren, kamen im August 1917 auf 100 offene Stellen nur noch 49 Bewerber. Und das Verhältnis würde noch ungünstiger gewesen sein, wenn nicht massenhafte Einstellung weiblicher Arbeiter und die große Zahl der Kriegsgefangenen dem Arbeitermangel abgeholfen hätten. Eine Entwicklung, die bis zum Kriegsende andauerte und zugleich mit einem allgemeinen Steigen der Arbeiterlöhne auch eine beträchtliche Steigerung des Preises der weiblichen Arbeitskraft im Verhältnis zu dem der männlichen Arbeitskraft zur Folge hatte. Aber diese Lohnsteigerung vollzog sich nicht auf Kosten des Unternehmerprofits. Dieser stieg gleichfalls. Es wurden Riesengewinne gemacht, von den immer mehr Milliarden, die der Krieg kostete, flossen gewaltige Summen in die Geldschränke der Kapitalisten, deren Zahl erheblich zunahm. Nicht minder nahmen aber auch zu die Beträge des umlaufenden Papiergeldes und stiegen die Preise fast aller

Verbrauchsartikel. Die Realität des Kapitalzuwachses hing ab vom Glück der deutschen Waffen.

Der Zusammenbruch der deutschen Armee im Herbst 1918 brachte als unvermeidliche Folge den Zusammenbruch der deutschen Finanzen. Kein Kaisertum, kein Königtum hätte diese Wirkung verhindern können. Immer wäre zur ungeheuren Last der im Krieg aufgenommenen Milliardenanleihen noch die Last gekommen der nunmehr den Gegnern zu zahlenden Milliarden für auf dem Meere, von Luftschiffen aus und zu Lande angerichtete Zerstörungen, Vernichtungen und Ausraubungen kein Zoll breit deutschen Landes hätten jene weniger mit ihren Truppen als Sicherheitsmaßregel besetzt gehalten, keinen Mann weniger den Kontrollkommissionen zugesellt, die auf deutschem Boden auf Deutschlands Kosten die strenge Einhaltung der ihm auferlegten Entwaffnungsbedingungen überwachen. Im Gegenteil. Dem monarchisch gebliebenen Deutschland würden Wilson und die Alliierten, wie sie wiederholt erklärten, noch viel härtere Bedingungen auferlegt haben. Der Krieg, der immer in hohem Grade politisches Glücksspiel ist, war in seinem Verlauf finanzielle Spekulation geworden. „Das Bleigewicht der Milliarden", verkündete keck Minister Helfferich am 20. August 1915 bei Einbringung der vierten Kriegskreditvorlage im Reichstage, „haben die Anstifter dieses Krieges verdient. Sie mögen es durch die Jahrzehnte schleppen, nicht wir." Streicht man die letzten zwei Worte, so stellt sich im Lichte des Geschehenen der frivole Ausspruch als eine furchtbare Prophezeiung für das deutsche Volk dar, das mit ihm und ähnlichen Aussprüchen hintergangen wurde. Nicht die Anstifter selbst, aber das von ihnen getäuschte Volk hat die Milliardenlast „durch die Jahrzehnte zu schleppen". Der militärische Zusammenbruch hieß die finanzielle Zerrüttung, und diese zieht die wirtschaftliche Not nach sich.

So hat die in den Novembertagen 1918 hereingebrochene deutsche Revolution, die den Sturz des deutschen Imperialismus besiegelte, wohl der Arbeiterklasse als dem stärksten politischen Faktor im Lande die erste Stelle in dessen Regierung verschafft, ihr aber zugleich eine Aufgabe zugewiesen, wie sie schwieriger und zugleich widerspruchsvoller kaum gedacht werden kann.

Die deutsche Revolution ist in der Lage eines Arztes, der an einem gänzlich entkräfteten Patienten eine schwere Opera-

tion vollziehen muß und weiß, daß, wenn er sie sofort vornimmt, der Patient unfehlbar zugrunde geht. Vom Arzt erwartet man in solchem Falle, daß er dem Patienten zunächst die wirksamsten Stärkemittel verabreicht, die ihm überhaupt zu Gebote stehen, die Operation aber keinen Augenblick früher vornimmt, als einigermaßen Aussicht vorhanden ist, daß der Patient sie übersteht. Hier ist der Patient die deutsche Volkswirtschaft, die Operation die Inangriffnahme und Durchführung der Sozialisierung des Wirtschaftslebens. Sie wäre unter allen Umständen ein Werk, das zunächst Stockungen der Zirkulation und Abnahme der Produktion verursachen kann. Wie aber die Volkswirtschaft sich in den Friedensjahren gestaltet hatte, wo Ueberproduktion ihre ständige Signatur war, brauchte man diese Möglichkeit nicht sonderlich tragisch zu nehmen. Eine partielle Unterbrechung und Minderung der Produktion wäre eine gute Weile zu ertragen gewesen. Die Signatur der deutschen Volkswirtschaft nach dem Kriege ist dagegen Unterproduktion auf allen Gebieten — Unterproduktion infolge der Abnutzung von Anlagen und Maschinen im Kriege, Unterproduktion infolge des Mangels an Rohstoffen und wichtigen Hilfsstoffen, Unterproduktion infolge gesunkener physischer Leistungsfähigkeit der wegen Mangel an Fetten, Fleisch und Hülsenfrüchten ungenügend ernährten Arbeiter. Auch hier ist daher Wiederaufbau bzw. Erneuerung das Gebot der Stunde. Erneuerung durch reichlichere Ernährung braucht die große Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung. Weite Gebiete der Landwirtschaft, wo im Krieg Raubbau getrieben wurde, bedürfen kostspieliger Erneuerung des Bodens, Fabriken aller Art bedürfen Erneuerung ihrer Anlagen und Maschinen, desgleichen viele Bergwerke und die großen Anstalten und Werke für die Beförderung von Menschen und Gütern. Alles das macht erhöhte Einfuhren notwendig. Durch die auf ihm lastenden ungeheuren Verpflichtungen ein armes, verschuldetes Land geworden, ist Deutschland jedoch, wie alle armen Länder, genötigt, mehr auszuführen als es einführt. Es muß produzieren, produzieren und wieder produzieren, um existieren zu können, und jede Maßnahme, die Stockung oder Verlangsamung des Erneuerungsprozesses verursacht, ist ein Gift für den Patienten.

Nun ist aber Sicherheit Elementarbedingung jedes gesunden Wirtschaftslebens. Wo sie nicht ist, wird sich jeder Wirtschafter nur ungern zu weitschichtigen Unternehmungen

entschließen. Ist der Fabrikant nicht sicher, daß ihm seine Fabrik verbleibt oder im Falle der Enteignung vollwertig vergütet wird, so wird er eher alles andere tun, als für Verbesserungen, die sich nur im Laufe von Jahren bezahlen, größere Summen in sie hineinzustecken. Ebenso mit dem Abschließen von langfristigen Verträgen. Das ganze moderne Wirtschaftsleben hat Sicherheit des Eigentums und des Vertrags zur Voraussetzung. Und da man nicht aus einem Gesellschaftszustand unvermittelt in einen anderen hineinspringen kann, jede Umwälzung selbst beim radikalsten Vorgehen viele Jahre beansprucht, könnte auch eine ausschließlich aus Sozialisten zusammengesetzte Regierung nicht umhin, auf dieses Bedürfnis des Wirtschaftslebens Rücksicht zu nehmen, will sie nicht eine Geschäftsstockung heraufbeschwören, die angesichts der ohnehin großen Nahrungsmittelteuerung über breite Volksklassen unbeschreibliches Elend verhängen würde. Gerade die hochentwickelte Volkswirtschaft Deutschlands stellt in dieser Hinsicht größere Anforderungen, als ein noch überwiegend agrarisches Land sie stellen würde. Je entwickelter der Organismus, um so weniger verträgt er blindes Dareinfahren, weil die einzelnen Glieder in um so höherem Grade voneinander abhängen.

Zu dieser Schwierigkeit kommen noch eine ganze Reihe anderer, die der Krieg und sein Ausgang über Deutschland gebracht haben. Wie die Wirtschaft selbst sind auch die Menschen als andere aus ihm hervorgegangen. Man kann nicht den Einfluß von über vier Jahren Krieg in wenigen Monaten aus den Gemütern der Millionen hinwegwischen, die er aus ihrem Beruf herausgerissen hatte. Die zur Alltäglichkeit gewordene Nichtachtung von Leben und Eigentum, die vielen Ungerechtigkeiten in der Verpflegung von Offizieren und Mannschaften haben in den Seelen großer Massen tiefe Spuren hinterlassen, die Unbilden und Unregelmäßigkeiten des Lebens im Schützengraben und an der Front haben eine nervöse Unrast erzeugt, deren Rückwirkungen sich schwer mit dem eintönigen Gang der Arbeit in Werkstatt oder Schreibstube vertragen. Die sehr gesunkenen Arbeitsleistungen heben sich nur langsam, die unabläßig vorgehende Steigerung der Preise aber reizt zu immer neuen Kämpfen um höhere Löhne und Gehälter, denen man bei Berücksichtigung der Kaufkraft des Geldes die Berechtigung nicht versagen kann, die aber die Geschäftswelt nicht zur Ruhe kommen lassen. Das Gefühl der Unsicherheit, des Zweifels an der Sicherstellung einer ruhigen

Entwicklung hat weite Kreise erfaßt und treibt die einen der monarchistisch-militaristischen Reaktion, andere der Partei der auf einen neuen Umsturz hinarbeitenden Kommunisten Lenin-Trotzkischer Schule in die Arme. Es hat auch die Folge, daß die nicht kleine Schicht der preistreibenden Spekulanten die großen Gewinne, die sie machen, im Sinne des alten Wahlspruchs: „Nach uns die Sintflut" für ein Genußleben verschwenden, das den Markt der Nahrungs- und Genußmittel auf das ungünstigste beeinflußt. Während scheinbar die Vermögen wachsen und der Geldmarkt so flüssig ist, wie nur je, sinkt der Kredit des Landes und mit ihm fällt unausgesetzt der Kurs — die Valuta — des bis auf über 40 Milliarden angewachsenen Papiergeldes.

Die junge Republik sieht sich im Angesicht alles dessen auf Schritt und Tritt in ihrer schöpferischen Tätigkeit gelähmt. Sie hat ihr Augenmerk in erster Linie darauf zu richten, wie sie das Wirtschaftsleben wieder in einen ordentlichen Gang bringt und darin erhält, und kann nur schrittweise Reformen in Angriff nehmen, welche auf die Hebung der Lage der Arbeiter in ökonomischer und rechtlicher Beziehung abzielen, und kann ebenso nur schrittweise Betriebe sozialisieren. Jedes unüberlegte, willkürliche Eingreifen würde Zunahme der Unsicherheit und damit Abnahme des Antriebs zur Verwendung von Geldern als Produktionskapital im Gefolge haben und damit die Allgemeinheit der Arbeiter in ihren Existenzbedingungen aufs schwerste schädigen. Den Arbeitern die von den Fabrikanten etwa verlassenen Fabriken zum Selbstbetrieb überweisen, hat keinen Zweck. Sie würden für sie, wie die Erfahrung gezeigt hat, nur leere Hülsen sein.

So hat der große Gewinn politischer Macht, den die Revolution der Arbeiterklasse durch die Umwandlung Deutschlands in eine demokratische Republik gebracht hat, auf wirtschaftlichem Gebiete noch keine sehr durchgreifenden Veränderungen herbeiführen können. Indes zu keiner Zeit ist die politische Macht ein Zaubermittel gewesen, das im Handumdrehen Wüsteneien in Paradiese umzuwandeln vermag. „Die Arbeiterklasse verlangt keine Wunder von der Kommune. Sie hat keine fix und fertigen Utopien durch Volksbeschluß einzuführen" — schrieb Karl Marx in der von ihm verfaßten Ansprache des Generalrats der Internationale über die Pariser Kommune von 1871. Das darf auch die junge deutsche Republik für sich in Anspruch nehmen. Der Verfasser des „Kapital" wußte, daß, um einen ganzen Wirtschaftsorganismus

umzugestalten, die Arbeiterklasse — so schreibt er — „eine ganze Reihe geschichtlicher Prozesse durchzumachen hat, durch welche die Menschen wie die Umstände gänzlich umgewandelt werden". So schmerzlich es für alle Sozialisten sein muß, daß die von ihnen erstrebte demokratische Republik unter so ungünstigen Verhältnissen ins Leben getreten ist, so liegt doch kein Grund vor, aus der Tatsache, daß sie ihrer nicht sofort Herr wurde, pessimistische Schlüsse hinsichtlich der Zukunft zu ziehen. Tatsächlich sind auf den Gebieten des Arbeiterschutzes, des Schulwesens, der Verwaltung und des Arbeiterrechts Gesetze von großer sozialer Tragweite geschaffen worden.

Wie bald sich diese fühlbar durchsetzen, hängt zum Teil von der Wendung und dem Zeitmaß der Entwicklung der Produktionsverhältnisse ab. Es läßt sich zurzeit noch nicht übersehen, wie diese sich in der näheren Zukunft gestalten. Wie der Krieg eine starke Verschiebung der Produktion zur Wirkung gehabt hat, so macht jetzt der Friede, mit dem er geendet hat, eine solche nötig. Deutschland ist auf dem Wege, ein kapitalarmes Land zu werden. Um die ungeheuren Schulden verzinsen und abtragen zu können, die ihm auferlegt sind, muß es Steuern vom Einkommen erheben, die die Akkumulation von Kapital fast unmöglich machen, und Steuern von den Vermögen einziehen, die das Nationalkapital direkt zu vermindern drohen. Das kann auf die Industrie sehr nachteilig einwirken. Außerdem braucht seine Industrie, um wie früher arbeiten zu können, Rohstoffe von vielen Milliarden im Wert (vor dem Krieg jährlich 3½ Milliarden Mark netto, was nach heutigen Preisen und derzeitiger deutscher Valuta weit über 70 Milliarden ausmachen würde), und ob es diese in der erforderlichen Menge wird erhalten und bezahlen können, ist noch keineswegs sicher. Ebenso sind seine Ausfuhrmöglichkeiten beschränkt. Die großen Industriestaaten machen Anstalten, sich durch Einfuhrzölle gegen die Ueberschwemmung mit seinen Produkten zu sichern. Die Wirkung kann die Schließung einer großen Anzahl von Fabriken sein. Andere Fabriken werden im Interesse der Ersparnis von Betriebskosten stillgelegt werden müssen, da Deutschlands Weltlage die höchste Oekonomie in der Produktion nötig macht und irgendeine Planwirtschaft sich als unumgänglich herausstellen wird.*) Auf der anderen Seite hat Deutschland im Frieden eine Mehr-

*) Auch der Verkehr geht infolge der gestiegenen Produktions- und Betriebskosten erheblich zurück.

einfuhr an Nahrungs- und Futtermitteln für 2 Milliarden Mark gehabt, wofür bei heutigen Weltmarktpreisen und jetziger deutscher Valuta weit über 40 Milliarden Mark zu zahlen wären. Da es nun ganz undenkbar ist, daß es diese Summen Jahr für Jahr wird zahlen können, seine Bevölkerung aber wieder kräftig wird ernährt werden müssen, wenn sie nicht ganz zugrunde gehen will, wird eine Steigerung seiner landwirtschaftlichen Produktion eines der Hauptgebote seiner inneren Politik sein. Industriearbeiter werden in großer Zahl überflüssig, während die Ansiedlung von Arbeitern und Pächtern auf dem Lande auf jede Weise gefördert werden muß. Viele sagen daher eine Rückentwicklung Deutschlands vom Industriestaat zum Agrarstaat hin voraus.

Etwas in dieser Art wird allerdings eintreten. Aber es braucht darum noch keine sozialpolitische Rückbildung zu sein. Eine nach Grundsätzen der höchsten Zweckmäßigkeit betriebene Siedlungspolitik kann verhindern, daß der Uebergang zur Bodenbewirtschaftung mit Verbauerung zusammenfällt. Sie kann die allen Sozialisten als Ziel vorschwebende enge Verbindung von Stadt und Land auf breiter Basis organisieren und durch genossenschaftliche Einrichtungen die Vergeudung von Arbeitskosten und Ausbeutung der Arbeitskraft auf ein Mindestmaß verringern. Die Industriearbeiter haben durch die Demokratie in Staat und Gemeinde, durch die gesetzliche Herabsetzung des Arbeitstags und das Betriebsrätegesetz der Republik die Waffen in der Hand, die sie in die Lage versetzen jede Lohnknechtschaft unmöglich zu machen. Ihr Selbstinteresse, die Bedingungen des Wohlstands ihrer Klasse, gebieten ihnen aber zugleich, bei allen ihren Maßnahmen die Tatsache im Auge zu behalten, daß, wo Rechte sind, ihnen stets auch Pflichten oder Verantwortungen ergänzend gegenüberstehen, die beobachtet sein wollen, soll das Gemeinwesen nicht zugrunde gehen.

(Geschrieben Anfang Januar 1920.)

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0050707515

END OF
TITLE